

Johanna Montanari

KURATIERTE ÖFFENTLICHKEIT

Eine postkoloniale Ethnografie
journalistischer Praxis in Jordanien

[transcript] Kultur und soziale Praxis



Aus:

Johanna Montanari

Kuratierte Öffentlichkeit

Eine postkoloniale Ethnografie journalistischer Praxis
in Jordanien

September 2023, 268 S., kart.

49,00 € (DE), 978-3-8376-6875-9

E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation

PDF: ISBN 978-3-8394-6875-3

Öffentlichkeit ist der zentrale Begriff in Diskussionen über Demokratie und politische Partizipation. Johanna Montanari erweitert den Öffentlichkeitsbegriff postkolonial, indem sie den globalen Süden nicht als defizitären Raum »nachholender Modernisierung« beschreibt, sondern die Anstrengungen um die Herstellung von Öffentlichkeit unter eingeschränkt demokratischen Bedingungen ernst nimmt. Anhand der journalistischen Praxis einer englischsprachigen Tageszeitung in Jordanien zeigt sie, dass Öffentlichkeit immer kuratiert wird und sich universal verstandene Versprechen der Moderne lokal aneignet. Ihre Ergebnisse fordern zur Reflexion der Auslassungen westlicher Diskurse auf.

Johanna Montanari ist Anthropologin und Autorin. Sie forscht zu Nahost, Medien, Postkolonialismus und Geschlecht. Dabei ist es ihr ein Anliegen, die Dichotomien vom Eigenen und Anderen zu durchkreuzen. Ihre Promotion erfolgte im Rahmen des interdisziplinären Promotionsprogramms »Religion – Wissen – Diskurse« an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Weitere Informationen und Bestellung unter:
www.transcript-verlag.de/978-3-8376-6875-9

Inhalt

Vorwort	9
Danksagung	11
1. Einleitung: Postkoloniale Öffentlichkeit	13
1.1 Forschungsfragen und Einführung in das Forschungsfeld	17
2. Journalistische Praxis im Globalen Süden erforschen	21
2.1 Eine postkoloniale Perspektive	22
2.2 Verortung	26
2.3 <i>Doing Public</i> : Schlüsselkonzepte	32
2.3.1 Öffentlichkeit: Die dominanten akademischen Debatten	33
2.3.2 Forschungsgegenstand: Journalistische Praxis	45
2.3.3 Kuratieren als praxistheoretisches Konzept	52
2.4 Feldkonstruktion und Feldzugang	56
2.5 Methoden	59
3. Bedingungen sehen	67
3.1 Historische Verflechtungen des Nationalen	67
3.1.1 Kolonialgeschichte, Stammestradiationen und <i>state building</i>	69
3.1.2 Herausforderungen heute und postkoloniales Mitregieren	75
3.1.3 Geschichte(n) der Presse	80
3.2 Die <i>Jordan Times</i> : Aufbau, Arbeitsstrukturen, Vergangenheit	85
3.3 Die englischsprachige Zeitung als Weltzugang	90
3.4 Öffentlichkeit: Vermittlung	95
4. Kuratieren zwischen Rand und Zentrum	99
4.1 Kuratieren der Knappheit	99
4.1.1 Kuratieren des Stils	107
4.1.2 Kuratieren der Themen	117
4.1.3 Kuratieren der Seiten	131

4.1.4	Kuratieren der Kritik	134
4.1.5	Zwischenfazit: Reibung vermeiden	147
4.2	Außenblick	151
4.2.1	Jordanische Journalist*innen anderer Institutionen	152
4.2.2	Leser*innen	160
4.2.3	Zwischenfazit: Kuratieren als Fürsorgetätigkeit	166
4.3	Öffentlichkeit: Entwicklung	168
5.	Die Macht der Versprechen	173
5.1	Versprechen der Öffentlichkeit	174
5.1.1	Fallbeispiel: Lehrer*innenstreik	174
5.1.2	Nahostkonflikt, zwei Fallbeispiele	192
5.1.3	Zwischenfazit: Un/vereinbarkeit	206
5.2	Säkulare Berichterstattung	208
5.3	Geister anderer Zeiten	217
5.4	Öffentlichkeit: Universale Ansprüche	223
6.	Öffentlichkeit als erweiterter Regierungsraum	229
6.1	Verteiltes Regieren	229
6.2	Widerstand und Emanzipation	236
6.3	Fazit und Ausblick	241
Bibliografie	243
Anhang	255

Vorwort

Im März 2023, während ich diese Zeilen schreibe, wird in Israel gegen eine umstrittene Justizreform der rechts-religiösen Regierung protestiert. Im Iran gehen seit dem Tod der jungen Kurdin Mahsa Amini letzten September Menschen für »Frauen, Leben, Freiheit« auf die Straße und riskieren dabei ihr Leben. Mit der Machtübernahme durch die Taliban im August 2021 wurde die Hoffnung auf Demokratie in Afghanistan zunichte gemacht. In Deutschland sitzt derweil eine Partei im Parlament, die vom Verfassungsschutz als rechtsextremer Verdachtsfall eingestuft wird. Momentan wird darüber diskutiert, ob ihre parteinahe Stiftung dennoch staatliche Gelder erhalten soll.

Diese aktuellen Beispiele verdeutlichen, dass Demokratie erkämpft und immer wieder verteidigt werden muss. Öffentlichkeit gilt als essenzieller Teil einer lebendigen Demokratie und als Voraussetzung für politische Partizipation. Ich bin der Überzeugung, dass wir, wenn wir die Wirkungsweisen von Öffentlichkeit besser verstehen, auch besser für Demokratie und politische Partizipation eintreten können. Meine Arbeit hat das Ziel, den Begriff der Öffentlichkeit postkolonial zu reflektieren und globale Zusammenhänge in den Blick zu nehmen. Als empirisches Beispiel für meine Untersuchung von Öffentlichkeit dient dabei die journalistische Praxis der *Jordan Times*, der einzigen englischsprachigen Zeitung Jordaniens. Die Tageszeitung berichtet vor allem für sogenannte Expats, Menschen, die überwiegend aus dem Westen kommen und häufig bei NGOs oder Botschaften arbeiten.

Die Motivation für meine Forschung hat mit meinem eigenen Sein und Werden zu tun. Mein Vater ist Mitte der 1980er Jahre von Italien nach Deutschland emigriert. Ich bin in Berlin-Kreuzberg aufgewachsen, einem Bezirk, der insbesondere in den 1990er Jahren durch die Präsenz von türkischen, arabischen und anderen Migrant*innen und ihren Nachkommen geprägt war. Im Zuge des Terroranschlags vom 11. September 2001 wurden Muslim*innen unter Generalverdacht gestellt. Die darauffolgenden US-geführten Kriege in Afghanistan und im Irak politisierten mich und führten zu meinem Interesse an der Region des Nahen und Mittleren Ostens.

Der Weg, den ich seit Beginn meiner Forschung zurückgelegt habe, gleicht einem Irrgarten, bei dem sich die Landschaft kontinuierlich verändert hat. In meinem

ursprünglichen Forschungsvorhaben wollte ich mich nicht in erster Linie mit Öffentlichkeit, sondern vor allem mit den Machtwirkungen des Säkularismus beschäftigen. Meine damalige Idee war, in einem arabischen Land die journalistische Praxis einer Tageszeitung zu erforschen und zu untersuchen, wie sie über Religion berichtet. Für Jordanien interessierte ich mich, da ich bereits für einige Zeit in den palästinensischen Gebieten gearbeitet und geforscht hatte und für mein Forschungsvorhaben gerne in der Region bleiben wollte. Erst durch meine Feldforschung begann ich, über die Möglichkeiten und Grenzen von Öffentlichkeit nachzudenken. Säkularismus und Religion sind zwar immer noch Themen meiner Untersuchung, aber nicht mehr ihr Fokus. Was mich jetzt besonders faszinierte, waren die eingeschränkten Möglichkeiten der Journalist*innen, die dennoch an Idealen festhielten und sehr strategisch handelten. Außerdem interessierte mich die Ausrichtung der Zeitung auf ein westliches Publikum. Ich traf hier auf Beschränkungen, die sich mit den üblichen Diskussionen um Selbstzensur nicht erklären ließen. Um die journalistische Praxis der *Jordan Times* zu analysieren, nutze ich deswegen in diesem Buch den ursprünglich aus dem Museumskontext stammende Begriff des Kuratierens und entwickle ihn zu einem Begriff weiter, der sich praxistheoretisch nutzen lässt. Journalistische Praktiken untersuche ich als kunstvolles Gestalten von Öffentlichkeit, das sich an ein bestimmtes Publikum richtet. Ich argumentiere, dass das Kuratieren der *Jordan Times* als Regierungstechnik verstanden werden kann, die auf ein postkoloniales Mitregieren von NGOs und Botschaften in Jordanien reagiert.

Dieses Buch soll dazu anregen, konsequent Funktionsweisen des Regierens in den Blick zu nehmen, um einzuschätzen, ob Öffentlichkeit eine tatsächlich demokratische Instanz sein kann, in Jordanien ebenso wie in Europa. Durch die Analyse globaler Verflechtungen sagt meine Untersuchung nicht nur etwas über den lokalen Kontext aus, sondern deckt darüberhinausgehende Macht- und Diskurszusammenhänge auf und zeigt Wege auf, anders und neu über die Welt, in der wir gemeinsam leben, nachzudenken.

Danksagung

Dieses Buch ist die überarbeitete Fassung meiner Dissertation, die ich im März 2022 an der Humboldt-Universität zu Berlin eingereicht habe. Ohne die vielen Menschen, die mich unterstützt haben, würde es dieses Buch nicht geben. Besonderer Dank gilt meiner Doktormutter Prof. Dr. Regina Römhild vom Institut für Europäische Ethnologie an der HU Berlin sowie meinem Doktorvater Prof. Dr. Andreas Feldtkeller von der Theologischen Fakultät an der HU Berlin. Ihr fachkundiger Rat hat mich so manche Hürde überwinden lassen. Ebenso danke ich dem Promotionsprogramm Religion – Wissen – Diskurse, in dessen Rahmen ich meine Dissertation anfertigen konnte. Hier und am Institut für Europäische Ethnologie konnte ich wertvollen intellektuellen Austausch unter Promovierenden finden. Dank gilt außerdem Prof. Dr. Mark Hobart vom Centre for Global Media and Communications an der SOAS University of London, der den Anstoß für diese Arbeit gab.

Meine Forschung wäre nicht möglich gewesen ohne die Hilfe eines Buchhändlers in Jabal Amman sowie eines hilfsbereiten Journalisten von *Al Rai*, die mir zum entscheidenden Kontakt verhelfen. Es war Samir Barhoum, der damalige Chefredakteur der *Jordan Times*, der mir das Versprechen gab, bei der *Jordan Times* forschen zu dürfen. Ihnen bin ich zu großem Dank verpflichtet. Dem späteren Chefredakteur der *Jordan Times* Mohammad Ghazal danke ich dafür, dass er mich von Anfang an als vollwertige Autorin und Redakteurin in die alltägliche journalistische Arbeit eingebunden hat. Besonderer Dank gilt Raed Omari, dem stellvertretenden Chefredakteur der *Jordan Times*, für die anregenden Unterhaltungen und die fortwährende Unterstützung meiner Forschung. Nicht zuletzt danke ich allen Kolleg*innen bei der *Jordan Times* sowie den Mitarbeiter*innen der Buchhaltungsabteilung von *Al Rai*, dass sie mich so herzlich aufgenommen haben. Gesondert bedanken möchte ich mich außerdem bei allen, die sich mir als Interviewpartner*innen zur Verfügung gestellt haben. Dem DAAD danke ich für das großzügige Forschungsstipendium, das mir meinen Forschungsaufenthalt in Amman finanzierte.

Großen Dank schulde ich ebenfalls den Menschen, die kleinere und größere Teile dieser Arbeit gelesen und mit mir diskutiert haben: Susanne Hoch, Sina Holst, Lisa Jöris, Niki Kasis, Timo Klattenhoff, Tillie Kluthe, Jonas Köpsel, Dr. Nadine

Werner, Patrick Wielowiejski, Jana Wittenzellner und Ulla Wittenzellner. Mit ihrer scharfsinnigen Kritik und ihren hilfreichen Kommentaren trugen sie mit zum Entstehen dieser Arbeit bei. Bei Hassan Al Seaf, Felicia Ehrmann, Kerstin Wilsch und Ala Zahrawi bedanke ich mich für ihre Unterstützung während meines Aufenthaltes in Amman. Ihre Freundschaft half mir sehr dabei, mich zu Hause zu fühlen. Bedanken möchte ich mich auch bei Menschen, die mir zu unterschiedlichen Zeiten in Berlin zur Seite standen: Sebastian Gropp, Jannika Hinz, Sina Holst, Till Marquardt, Anjuschkka Merki, Zora Rux, Katti Jisuk Seo, Simon Taudt, Henrike Thoms, Alisa Tretau und Ulla Wittenzellner. Ich möchte auch meiner Familie danken, die mich in meinen Entscheidungen stets beraten und bestärkt hat, insbesondere meiner Mutter, die mich immer wieder daran erinnert, zuversichtlich zu sein.

1. Einleitung: Postkoloniale Öffentlichkeit

Aus einer anthropologisch-informierten Perspektive kann Öffentlichkeit als ein diskursiver politischer Raum verstanden werden, in dem Privatpersonen öffentliche Belange diskutieren und der zwischen einer offiziellen Sphäre der Regierung(en) und einer privaten Sphäre der regierten Individuen liegt (Eisenstadt/Schluchter 1998: 10). In ihrer westlich-dominanten Konzeption wird Öffentlichkeit mit einer europäischen Entstehungsgeschichte verbunden und vor allem für liberale westliche Demokratien und in einem nationalstaatlichen Rahmen theoretisiert. Doch Öffentlichkeit ist auch in anderen Kontexten präsent. Emanzipatorische zivilgesellschaftliche Bewegungen und in der Vergangenheit anticoloniale Unabhängigkeitsbewegungen beziehen sich auf die mobilisierende Funktion von (alternativen) Öffentlichkeiten, die ihnen Legitimität verschaffen (Negt/Kluge 1978, Felski 1989, Warner 2002, Dalleo 2011). Öffentlichkeit wird also auf verschiedene Weisen konzipiert und für unterschiedliche Zwecke genutzt, auch und gerade in der postkolonialen Moderne. Anthropologische Forschung kann sich diesen verschiedenen Konzeptionen von Öffentlichkeit in ihren empirischen Aushandlungen zuwenden.

Ausgangspunkt meiner Forschung ist die Annahme, dass die Medien eine tragende Rolle dabei spielen, Öffentlichkeit herzustellen. Mich interessiert der Journalismus, da ihm gemeinhin die Aufgabe zugesprochen wird, den Zugang zu gesellschaftlich relevanten Informationen und so politischer Teilhabe zu ermöglichen und zwischen politischen Eliten und Zivilgesellschaft zu vermitteln. Eine renommierte Position nimmt dabei das Traditionsmedium Tageszeitung ein. Meine Forschung untersucht Öffentlichkeit ethnografisch am Beispiel der englischsprachigen Tageszeitung *The Jordan Times*¹ in Amman, Jordanien. Die *Jordan Times* berichtet staatsnah auf Englisch und wird teilweise vom jordanischen Staat finanziert. Sie wendet sich mit ihrer Print- und ihrer Onlineversion an Nicht-Jordanier*innen², die vor allem

1 Im Folgenden spreche ich für die leichtere Lesbarkeit im Fließtext von der ›Jordan Times‹.

2 Ich nutze das Gender-Sternchen für einen Plural, der die Vielfalt der Geschlechter anerkennt, wenn ich von nicht-homogenen Männer- oder Frauengruppen spreche. Ich finde es wichtig, Geschlecht sichtbar zu machen, um Vorannahmen in Bezug auf Geschlecht zu begegnen. Ich war zum Beispiel überrascht, dass in Jordanien im Bereich Journalismus viele Frauen arbei-

aus dem Globalen Norden kommen. Das tut sie in einem Land des Globalen Südens mit mehrheitlich muslimischer Bevölkerung, in einer Zeit fortschreitender neoliberaler Umstrukturierungen unter Bedingungen zunehmender finanzieller Knappheit. Jordanien ist eine Monarchie, das Land befindet sich als Empfänger von sogenannter Entwicklungshilfe in Abhängigkeitsbeziehungen. Öffentlichkeit in diesem spezifischen Nord-Süd-Zusammenhang zu untersuchen, halte ich für eine Reflexion des Öffentlichkeitsbegriffs für besonders aufschlussreich.

Die *Jordan Times* existiert seit 1975 und hat, wie ihr Name vermuten lässt, einen nationalen Fokus. Die Zeitung bewegt sich zwischen wirtschaftlicher Knappheit auf der einen Seite und großer politischer Bedeutung auf der anderen. So sagt der Chefredakteur der Zeitung, Mohammad Ghazal³:

Now, unfortunately, not having enough financial and human resources is affecting our ability to have in-depth reporting on political participation in Jordan today, the women's movement in Jordan today, the socio-economic problems in Jordan, like digging deep into the root causes of the problems we have – so that is why I don't think we are serving the public today as we should. (Mohammad Ghazal, Chefredakteur der *Jordan Times*, Interview, 01.10.2019)

Die *Jordan Times* soll in ihrem spezifischen Kontext Öffentlichkeit herstellen, tut dies jedoch unter immer schwieriger werdenden wirtschaftlichen Bedingungen. Dennoch besteht die Zeitung fort, was an ihrer großen politischen Bedeutung liegt, wie der stellvertretende Chefredakteur Raed Omari erklärt:

Concentrations of profits and losses have never been taken into consideration evaluating The Jordan Times. Because there is a political message. There are political reasons behind keeping it open and operating. (Raed Omari, stellvertretender Chefredakteur der *Jordan Times*, Interview, 04.09.2019)

Die politische Bedeutung wird also über wirtschaftliche Faktoren gestellt. Doch was ist mit der politischen Bedeutung gemeint? Welche Konzeption von Öffentlichkeit ist hier präsent? Und welche Rolle spielt die von der *Jordan Times* hergestellte Öffentlichkeit für die Entwicklung des Landes? Der Chefredakteur gibt im obigen Zitat Beispiele für die Ansprüche, denen die *Jordan Times* momentan nicht gerecht wird und nennt unter anderem den Anspruch einer tiefergehenden Berichterstattung

ten. Das Gender-Sternchen soll außerdem anzeigen, dass Geschlecht sozial konstruiert ist, die Erfahrung von Geschlecht nicht notwendigerweise binär ist und es auch trans Identitäten gibt. Diese Identitäten existieren, auch wenn sie sich nicht als solche in der Öffentlichkeit zeigen (können).

3 In dieser Arbeit nenne ich nur die Forschungspartner*innen namentlich, die mir ihr Einverständnis gegeben haben. Auf Wunsch habe ich teilweise Namen geändert.

über die politische Partizipation und die Frauenbewegung im Land. Die Berichterstattung der *Jordan Times* soll die Wurzeln der Probleme des Landes freilegen – damit diese durch Entwicklung behoben werden können?

Ich gehe in meiner Forschung davon aus, dass Öffentlichkeit in ihrer westlich-dominanten Konzeption Vorannahmen enthält, die nicht zum Kontext der *Jordan Times* passen und ihm teilweise sogar entgegenstehen. Gerade deswegen untersuche ich, welche universalen Ansprüche das Konzept der Öffentlichkeit in meinem Feld hat. Ich nutze dabei die Perspektive der zeitgenössischen Anthropologin Anna Lowenhaupt Tsing (2005). Tsing arbeitet zu den globalen Verflechtungen dessen, was als universal gilt oder gelten kann. Ausgehend von der Kritik, dass postkoloniale Theoretiker*innen sich vor allem mit kulturspezifischen Phänomenen beschäftigt hätten, legt sie stattdessen den Fokus auf Konzepte mit universalen Ansprüchen. Tsing schlägt vor, universale Konzepte im Zusammenhang mit der kolonialen Begegnung zu untersuchen und mit dem Begriff der Reibung (*friction*) zu analysieren. Reibung entstehe in dem produktiven Moment, in dem Universales und Partikulares zusammenkommen. Die Aufmerksamkeit auf Reibung zu legen, eröffne die Möglichkeit, globale Verflechtungen in ihren Interaktionen ethnografisch zu erforschen (Tsing 2005: 6).

Die kultur- und sozialwissenschaftliche Forschungstradition, auf die ich mich beziehe, unterscheidet zwei Dimensionen von Öffentlichkeit: eine empirische Dimension auf der einen Seite und eine normative Dimension auf der anderen (Dalleo 2011: 2, Ingram 2019: 517). Dabei kann die normative Dimension machtvoll sein, auch wenn sie empirisch nicht eingelöst wird. Ich untersuche, welche Öffentlichkeit die *Jordan Times* empirisch herstellt, aber auch, welche normativen Vorstellungen von Öffentlichkeit mitsamt möglicherweise universalen Ansprüchen für ihre journalistische Praxis wichtig sind.

Zu großen Teilen stützt sich meine Untersuchung auf einen achtmonatigen Feldaufenthalt von Juli 2019 bis März 2020, während dem ich bei der *Jordan Times* teilnehmend geforscht und Interviews mit Journalist*innen der Zeitung und weiterer journalistischer Institutionen sowie Leser*innen der *Jordan Times* vor Ort geführt habe. Ich hatte das große Glück, meine Feldforschung abschließen zu können, kurz bevor die Corona-Pandemie im März 2020 auch Jordanien erreichte. Die Corona-Krise stellte die jordanische Wirtschaft (wie die der ganzen Welt) vor zusätzliche Herausforderungen. Monatelang durften in Jordanien Zeitungen aufgrund von Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie nicht gedruckt werden und erschienen ausschließlich online. Lange war ungewiss, ob und wie die *Jordan Times* die Krise überlebt. Ethnografische Forschung existiert nicht außerhalb von Raum und Zeit, die Bedingungen in meinem Feld ändern sich kontinuierlich. Ziel ist es, Erkenntnisse zu gewinnen, die dennoch aussagekräftig bleiben.

Meine Forschung ist insbesondere in der postkolonialen Ethnologie bzw. Anthropologie⁴ verortet. Die Anthropologie ist eine Wissenschaft, die traditionell an nicht-westlichen Orten forscht und als Disziplin eng mit imperialen Bestrebungen und der kolonialen Bildwelt verstrickt ist. Die postkoloniale Anthropologie ist sich ihrer problematischen Geschichte nicht nur bewusst, sondern will sie in einer reflexiven Wendung (Geertz 1994) produktiv machen. Gegenstand ihrer Untersuchung sind die Machtverhältnisse im Feld, von denen auch die forschende Person nicht ausgenommen ist.

Ich orientiere mich an Ansätzen der kritischen Europäisierungsforschung, wie sie am Institut für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin diskutiert und formuliert werden (Adam/Römhild et al. 2019). Diese Ansätze berufen sich unter anderem auf den Historiker Dipesh Chakrabarty: Da sich Konzepte wie Moderne, Aufklärung oder Nationalstaat, die in Europa entwickelt worden sind, nicht ohne Weiteres auf nicht-westliche Kontexte übertragen lassen, ist es laut Chakrabarty notwendig, diese Konzepte nun von den *Rändern*, also außerhalb des mythischen (geografisch nie eindeutig fassbaren) Europas, zu untersuchen (Chakrabarty 2000: 16). Chakrabartys Aufruf folgend will meine Forschung zum Öffentlichkeitsbegriff dazu beitragen, Europa zu *dezentrieren* (Adam/Römhild et al. 2019) und eine Perspektive fördern, die globale Zusammenhänge und Abhängigkeiten in den Blick nimmt. Dieses Dezentrieren bedeutet nicht, universale Ansprüche insgesamt fallen zu lassen oder die europäische Denktradition zu ignorieren (Scott in Inda 2005: 24), sondern die Wirkungen falscher Versprechen aufzudecken und die Reibung zu sehen, die mit globalen Verflechtungen einhergeht (Tsing 2005).

Meine Forschung wendet sich Öffentlichkeit in den Praktiken ihrer Herstellung zu – in dem, was getan oder gesagt wird und in gewisser Weise wiederholbar ist. Ich untersuche, mit welchen Praktiken die *Jordan Times* ihre Öffentlichkeit *kuratiert*. Damit verwende ich einen Begriff, der ursprünglich aus dem Museumskontext stammt und inzwischen als *Buzzword* auch in vielen weiteren Kontexten genutzt wird (Balzer 2014, Bhaskar 2016). Ich entwickle Kuratieren als praxistheoretisches Konzept, mit dem ich die journalistische Praxis der *Jordan Times* als kunstfertige wertschätzen und ihre Ausrichtung auf ein bestimmtes Publikum beschreiben kann. Dabei soll die Handlungsfähigkeit der Journalist*innen anerkannt werden, ohne die Bedingungen ihres Handelns zu verschleiern. Bei der staatsnahen *Jordan Times* sind diese Bedingungen eng mit dem nationalstaatlichen Kontext und den Herausforderungen verbunden, vor denen das Land zur Zeit meiner Feldforschung stand. Meine Forschung

4 Die unterschiedlichen Begriffe, Ethnologie und Anthropologie, weisen auf unterschiedliche Forschungstraditionen, die jedoch viele Überschneidungen haben. Die im deutschen Sprachraum verortete Ethnologie wird, sich auf die britische und US-amerikanische Tradition berufend, auch Sozial- und Kulturanthropologie genannt. Ich nutze Anthropologie als Überbegriff für die verschiedenen Forschungstraditionen.

analysiert die Bedeutung der englischsprachigen Tageszeitung im Zusammenhang mit Jordaniens Position im globalen Nord-Süd-Machtgefälle. Benedict Andersons *Imagined Communities* (2006 [1983]) hat gezeigt, wie wichtig Vorstellungen für die Analyse von Nationalismus sind und dass Zeitungen diese Vorstellungen transportieren können. Ich untersuche, in welcher Beziehung die von der *Jordan Times* hergestellte Öffentlichkeit zum jordanischen Staat steht und welche Rolle sie für den jordanischen Nationalismus spielt.

Die journalistische Praxis der *Jordan Times*, ihr Kuratieren, verbinde ich mit dem Begriff des *Regierens*. Seit Michel Foucaults Theorien zu *Gouvernementalität* (in Sharma/Gupta 2006 [1977–79], 2015 [1977–78]) diskutiert die politik- und sozialwissenschaftliche Forschung Regieren als *verteiltes Regieren*. Denn Regieren ist, wie Foucault beschreibt, in der Neuzeit nicht auf Parlamente oder Königshäuser beschränkt, sondern durchzieht alles und kann auch nicht allein in einem nationalen Rahmen gefasst werden. Ich analysiere, inwiefern die *Jordan Times* bzw. ihre spezifische Öffentlichkeit an einem verteilten Regieren teilhat. Die *Jordan Times* halte ich für eine Institution, die mit anderen englischsprachigen Medieninstitutionen im Globalen Süden vergleichbar ist, die sich an ein internationales Publikum wenden. Ziel meiner Forschung ist es, aus dem nicht-westlichen, transnationalen und mehrheitlich muslimischen Zusammenhang der *Jordan Times* heraus den Öffentlichkeitsbegriff postkolonial zu öffnen. Mich interessiert nicht die allgemeine Neudefinition des Konzepts, sondern was für eine Öffentlichkeit die Praktiken des Kuratierens mit welchen universalen Ansprüchen anstoßen und welche Regierungsweisen und darüberhinausgehende Macht- und Diskurszusammenhänge damit verbunden sind.

1.1 Forschungsfragen und Einführung in das Forschungsfeld

Meine Forschungsfragen lauten:

- Was für eine Öffentlichkeit stellt die *Jordan Times* her, auf welche Weise und unter welchen Bedingungen?
- Was für eine Vorstellung von Öffentlichkeit mit welchen universalen Ansprüchen ist für die journalistische Praxis der *Jordan Times* handlungsanleitend?
- Welche globalen Verflechtungen treten in der journalistischen Praxis der *Jordan Times* mit welchen Reibungen zutage?

Am Ende meiner Untersuchung komme ich auf den Begriff des Regierens und frage:

- Inwiefern hat die *Jordan Times* teil an einem verteilten Regieren?
- Welche Rückschlüsse lassen sich daraus für das Konzept der Öffentlichkeit ziehen?

Mein Forschungsfeld ist die englischsprachige *Jordan Times*. Die Zeitung ist ein jordanisches Unternehmen mit mehrheitlich jordanischen, aber auch einigen nicht-jordanischen Angestellten. Die gedruckte Zeitung erscheint jeden Tag, nur für Freitag und Samstag gibt es eine Wochenendausgabe⁵. Die gedruckte Zeitung kostet 500 Fils, eine Untereinheit des jordanischen Dinars. Umgerechnet sind das etwas mehr als 60 Cent. Die Webseite ist frei zugänglich und kommt ohne Werbung aus. Sie enthält alle Artikel der gedruckten Zeitung. Die *Jordan Times* wird zwar vor allem online gelesen, ihre Webseite wird jedoch nur ein Mal am Tag aktualisiert, was im Vergleich zu anderen Online-Medien selten ist, und ihr Design ist ziemlich veraltet.

Wie ich weiter unten noch ausführen werde, ist die Zeitung in ihrer Berichterstattung stark eingeschränkt und großer Kontrolle unterworfen. Der jordanische Staat finanziert über die Aktiengesellschaft Jordan Press Foundation die Zeitung indirekt mit. Für innerjordanische Diskussionen ist die *Jordan Times* wenig relevant. Jordanier*innen lesen die Zeitung für gewöhnlich nicht. Die Leser*innen, an die sich die Zeitung wendet, sind internationale Personen, die meistens kein oder nur wenig Arabisch sprechen und vor Ort oft als *Expats* (Abkürzung von *Expatriates*) bezeichnet werden. Sie arbeiten unter anderem in Botschaften, bei internationalen NGOs und Unternehmen oder besuchen einen Arabisch-Sprachkurs. Die Redaktion der *Jordan Times* stellt sich ihre Leser*innen vor allem als westliche Menschen vor.

Anders als andere migrantisches Communitys in Jordanien, wie die ägyptische (mehrheitlich Männer, die in Restaurants, als Hausmeister oder in der Landwirtschaft arbeiten) oder philippinische (mehrheitlich Frauen, die im Bereich der Pflege und der Haushaltshilfe tätig sind), sind die sogenannten Expats in Jordanien eine sehr privilegierte gemischt-geschlechtliche Gruppe. Der Begriff *Expats* ist im alltäglichen Sprachgebrauch in Amman, wo sich die meisten Expats Jordaniens befinden, weit verbreitet und wird auch für Infrastruktur verwendet. So finden Expats eine Wohnung über die »Expats in Amman«-Gruppe bei Facebook oder über die Webseite *expatriates.com*. Als Leser*innen der *Jordan Times* vereint sie vor allem, dass sie allesamt Englisch sprechen und sich wahrscheinlich auch in ihrem beruflichen Umfeld auf Englisch verständigen. Insgesamt hat in Amman die Präsenz von Expats in den letzten Jahren zugenommen. Viele NGOs, die humanitäre Hilfe für nach Jordanien geflohene Syrer*innen leisten, sind seit 2012 ins Land gekommen. Auch weichen viele Menschen, die Arabisch lernen wollen, als sichere Alternative zu Damaskus auf Amman aus. Teilweise haben NGOs und Unternehmen, die in Syrien oder im Irak arbeiten, wegen der besseren Sicherheitslage ihr Büro nach Amman verlegt.

Die *Jordan Times* hat als einzige englischsprachige Tageszeitung Jordaniens eine fast konkurrenzlose Position, wie ihre Journalist*innen mir gegenüber betonten. Ihr kommt damit eine besondere Verantwortung zu. Sie schafft Aufmerksamkeit

5 Die Woche beginnt in Jordanien mit dem Sonntag.

für das, was im Land passiert, und hat damit politische Macht. Die Menschen, die die Zeitung als Leser*innen adressiert, haben Handlungsmacht, wenn sie zum Beispiel in Botschaften oder internationalen Organisationen arbeiten. Diplomat*innen können beispielsweise ihre Außenministerien informieren. Oft schreiben die sogenannten Expats im Rahmen ihrer Arbeit auch evaluierende Berichte über das Land, die sie dann an ihre Heimat- oder Entsendeländer schicken, und nutzen die *Jordan Times* dafür als Quelle.

Zum Schluss dieser Einleitung möchte ich einen Überblick über die folgenden Kapitel geben. Im nächsten Kapitel geht es um mein Forschungsdesign: Ich verorte meine Untersuchung in aktuellen Forschungsdebatten, stelle die Schlüsselkonzepte meiner Arbeit vor, beschreibe meine Feldkonstruktion und lege meine Methoden genauer dar. Danach beschreibe ich im dritten Kapitel, wie die koloniale Geschichte Jordaniens bis ins Heute reicht und welche Bedingungen sich für die journalistische Praxis der *Jordan Times* ergeben. Am Ende des dritten Kapitels komme ich auf die von der *Jordan Times* hergestellte Öffentlichkeit und diskutiere ihre Ausrichtung unter dem Begriff der *Vermittlung*. Im vierten Kapitel analysiere ich die journalistische Praxis der Zeitung, wofür ich das Konzept des Kuratierens heranziehe. Um die journalistische Praxis der *Jordan Times* zu situieren, gehe ich auf den Außenblick von Journalist*innen anderer jordanischer Institutionen sowie von Leser*innen der *Jordan Times* ein. Am Ende des vierten Kapitels diskutiere ich den Öffentlichkeitsbegriff, der bei der *Jordan Times* präsent ist, unter dem Begriff *Entwicklung*. Im anschließenden fünften Kapitel schaue ich mir anhand von Fallbeispielen an, welche Versprechen die Journalist*innen mit ihrer journalistischen Praxis verbinden. Einzelne Aspekte bearbeite ich dabei gesondert, und zwar, ob die Journalist*innen die Zeitung als säkulare bezeichnen und wie sie sich auf vergangene Zeiten und auf die Zukunft beziehen. Am Ende des Kapitels diskutiere ich den Öffentlichkeitsbegriff bei der *Jordan Times* unter dem Begriff *Universale Ansprüche*. Im sechsten und letzten Kapitel bringe ich Kuratieren mit Regieren zusammen und nutze die Erkenntnisse aus meinem Feld für eine Reflexion des Öffentlichkeitsbegriffs.

2. Journalistische Praxis im Globalen Süden erforschen

Ich sitze in einem Hipster-Café in Amman und nippe an meinem überteuerten Cappuccino. Vor mir liegen mein Laptop und mein Notizbuch. Hier sitze ich oft und transkribiere Interviews, so auch jetzt gerade. Ich bin mitten in meiner Feldforschung. Schon seit einigen Monaten arbeite ich bei der Jordan Times. Im ersten Monat habe ich als Autorin eigene Artikel geschrieben, dann zwei Monate als Redakteurin für den Lokalteil gearbeitet und Artikel von anderen überarbeitet. Nun arbeite ich wieder als Autorin. Heute Abend werde ich auf ein Hiphop-Konzert gehen, das von der GIZ mit organisiert wird und über das ich für die Jordan Times berichten werde. Ich setze die Kaffeetasse ab und betrachte die cleane Inneneinrichtung mit den vielen Pflanzen. In diesem Café bestellt kaum jemand den arabischen Kaffee. Dass ich mich in einem Hipster-Café befinde, merke ich auch daran, dass es viele Frauen gibt, die das Café nutzen, arabische und internationale. In den traditionellen Cafés sitzen oft nur Männer und rauchen Shisha. Ich mag an dem Hipster-Café, dass ich nicht auffalle. Ich passe mit meinem MacBook ins Klischee: ein weiterer Expat. Dabei sehe ich mich eigentlich nicht als Expat. Für mich sind Expats entweder Menschen, die in Botschaften oder internationalen Organisationen arbeiten und viel mehr Geld verdienen als ich, oder naive Studierende, die sich kaum im Land auskennen und gerade erst das arabische Alphabet lernen. Die Erfahrung, trotzdem in dieses Klischee zu passen, von dem ich mich eigentlich gerne ausnehmen will, habe ich schon öfter gemacht. Auch ich fahre eher Uber als Taxi – typisch für Expats. Seitdem ich auf einer Poolparty war, verbringe ich in meiner Freizeit viel Zeit mit einer Expat-Clique, die ich dort kennen gelernt habe und die aus ein paar jordanischen Männern und internationalen Menschen besteht, die aus Europa und den USA kommen und in Botschaften und internationalen Organisationen arbeiten. Meine Arbeit bei der Jordan Times gibt mir das Gefühl, besser eingebunden zu sein als die meisten anderen Expats, weil ich für ein jordanisches Unternehmen arbeite. Dabei bin ich auch in der Redaktion keine normale Kollegin, sondern zusätzlich Forscherin, die nach Erkenntnissen sucht, mit denen ich an akademische Debatten anknüpfen kann.

Wie die ethnografische Vignette deutlich macht, war meine Position während meiner Forschung eine des Sowohl-als-auch: Ich war sowohl Forscherin als auch Journalistin und Kollegin. Ich war sowohl eine Person, die sich gerne davon abgrenzte, Expat zu sein, als auch eine Person, die als Expat wahrgenommen wurde und die Expat-Infrastruktur gerne nutzte. Ich schrieb sowohl eine Arbeit, die darauf abzielt,

in akademische Diskussionen außerhalb Jordaniens zu intervenieren, *als auch* journalistische Artikel für den Lokalteil einer jordanischen Tageszeitung. Die Themen des Ein- und Ausschlusses, die diese Position des *Sowohl-als auch* umfasst, prägen auch mein Forschungsthema insgesamt: die Öffentlichkeit der *Jordan Times*.

In diesem Kapitel stelle ich mein Forschungsdesign vor. Dafür werde ich zunächst die postkoloniale Perspektive meiner Forschung erörtern (Kap. 2.1) und herausarbeiten, an welche akademischen Debatten ich dabei anknüpfe (Kap. 2.2). Danach werde ich die drei Hauptkonzepte meiner Forschung, Öffentlichkeit, Praxis und Kuratieren, vorstellen (Kap. 2.3). Anschließend beschreibe ich meine Feldkonstruktion sowie meinen Feldzugang (Kap. 2.4) und lege meine Forschungsmethoden dar (Kap. 2.5).

2.1 Eine postkoloniale Perspektive

Was bedeutet es, eine postkoloniale Perspektive einzunehmen, um Öffentlichkeit als Konzept in der journalistischen Praxis der *Jordan Times* zu untersuchen? Zunächst einmal bedeutet es, dafür sensibilisiert zu sein, dass der Ort, an dem ich forsche, durch seine koloniale Geschichte geprägt ist. Jordaniens Grenzen sind Ergebnis des sogenannten Sykes-Picot-Abkommens, eines geheimen Abkommens der Kolonialmächte Großbritannien und Frankreich nach dem Ersten Weltkrieg. Durch dieses Abkommen wurde das Gebiet, das seit dem 16. Jahrhundert zum Osmanischen Reich gehört hatte, 1920 Teil des britischen Mandats. 1946 erlangte das Land seine Unabhängigkeit. Meine Forschung findet also in einem ehemals kolonisierten Gebiet statt. Eine postkoloniale Perspektive einzunehmen, bedeutet jedoch auch, insgesamt anders auf die Welt zu schauen. Dieser Blick sieht, wie die Welt, in der wir heute leben, weiterhin von der kolonialen Situation geprägt ist und unter welchen Bedingungen diese Situation im Sinne globaler Abhängigkeitsverhältnisse weitergeführt wird.

Ich stütze mich in meiner Untersuchung auf unterschiedliche postkoloniale theoretische Ansätze. Ihnen gemein ist die Überzeugung, dass die koloniale Situation bis ins Heute wirkt und weiterhin machtvoll ist, auch wenn sich die geopolitischen Verhältnisse gewandelt haben. Der Afrikawissenschaftler Andreas Eckert und die Anthropologin Shalini Randeria formulieren es so: »Wir leben alle in einer postkolonialen Welt, nicht nur jene Menschen in und aus ehemals kolonisierten Gebieten« (Randeria/Eckert 2009: 11). Es ist diese Auffassung, an der sich mein Forschungsdesign orientiert und die mich dazu veranlasst hat, meine Arbeit eine postkoloniale Ethnografie zu nennen.

Ich charakterisiere meine Forschung in Jordanien entlang von Unterscheidungslinien, die einer Erläuterung bedürfen. Um globale Unterschiede zu benennen, bezeichne ich Jordanien als Land des *Globalen Südens*. Die Begriffe Globaler

Norden und Globaler Süden sind seit den 1970er Jahren in Gebrauch (Dirlik 2007: 13). Menschen aus dem Globalen Süden fingen an, den Begriff zu benutzen und sahen in ihm emanzipatorisches Potenzial (Wallerstein 2007: 11). Das Begriffspaar nimmt den Fakt, dass die meisten reicheren Länder auf der nördlichen Hemisphäre liegen, als Inspiration für eine Analysekategorie, die auf die ungleiche Verteilung von Privilegien weist. Die Begriffe Globaler Norden und Globaler Süden sind nicht als geografische misszuverstehen. Zum Beispiel zählen auch Länder in Südosteuropa wie Albanien oder der Kosovo zum Globalen Süden, obwohl sie auf der nördlichen Hemisphäre liegen, und Australien oder Neuseeland zählen zum Globalen Norden, obwohl sie auf der südlichen Hemisphäre liegen. Um globale Unterschiede zu benennen, lässt sich Globaler Süden besser nutzen als *Dritte Welt* oder *Entwicklungsland*. Der Begriff der *Dritten Welt* ist veraltet. Er stammt aus den 1950er Jahren, aus der Zeit des Kalten Krieges, als sich zwei militärische Blöcke gegenüberstanden und die neutralen Staaten so bezeichnet wurden. Die Kategorie *Entwicklungsländer*, welche im Gegensatz zu *Industrieländer* gebraucht wird, ist zum einen stark wertend und wird zum anderen der Heterogenität der so bezeichneten Länder nicht gerecht, die teilweise selbst regionale Wirtschaftsmächte sind.

Auch die Kategorie des *Westens* taucht in meiner Arbeit oft auf. Bekannt ist Stuart Halls Formulierung vom Westen und dem Rest (Hall 1992), mit der er die Ignoranz bezeichnet, mit der die nicht-westliche Welt oft behandelt wird. Was genau zum Westen gehört und was nicht, ist nach Hall noch nie frei von Mythen und Imaginationen oder vollständig geklärt gewesen. Viele Orte sind nicht eindeutig zuzuordnen. Gehört die ›Zweite Welt‹, also etwa die Ukraine, zum Westen? Was ist mit Japan als starker Industrienation und ehemaliger Kolonialmacht? Der Islam ist als Abgrenzungsfolie historisch ein bedeutender Faktor gewesen, die Idee des Westens als Einheit zu festigen (Hall 1992: 289). Der Westen als imaginäre Einheit ist, wenn auch mythisch, eine diskursive Realität. Auch meine Forschungspartner*innen verwenden den Begriff. Ich greife diesen Begriff in meiner Analyse auf, da sich trotz seiner Uneindeutigkeit mit ihm eine historisch gewachsene Machtungleichheit fassen lässt, die mit der europäischen Kolonialzeit verankert wurde.

Ein ähnliches Begriffspaar wie das des Globalen Südens und Globalen Nordens, welches ich analytisch nutze, ist das des *Zentrums* und der *Peripherie* oder der *Ränder*. Das Begriffspaar schließt an den Soziologen Immanuel Wallerstein (2007) an. Er argumentiert, dass im Zuge der Geschichte der Welt verschiedene Systeme von Beziehungen der Ausbeutung und der Herrschaft existierten und schlägt für den Kapitalismus die Begriffe eines entwickelten Zentrums – zu dem er Europa, die USA und Japan zählt – und einer unterentwickelten Peripherie, die vom Zentrum abhängig sei, vor. Dieses Bild nutzt auch Dipesh Chakrabarty (2000), wenn er dazu aufruft, Europa zu ›provinzialisieren‹. Genau wie Globaler Süden, Globaler Norden und der Westen sind auch diese Kategorien keine eindeutig geografischen. All diese Begriffe müssen in Narrativen reproduziert werden, um wirkmächtig zu sein, und verän-

dern sich ständig. So wird etwa Griechenland als Land betrachtet, das sich auf die Peripherie zubewegt (Randeria/Römhild in Conrad/Randeria/Römhild 2013: 23–24).

Abgesehen von den Begriffen, die ich für meine Analyse verwende, ist für meine Forschung relevant, mit welchen Labels internationale Organisationen Jordanien bezeichnen. Eines dieser Labels ist weiterhin *Entwicklungsland*, obwohl auch internationale Organisationen das Label inzwischen wegen seiner negativen Konnotation nicht mehr unkritisch verwenden (vgl. etwa Khokhar/Serajuddin 2015). Welche Länder dazu berechtigt sind, Entwicklungshilfe zu erhalten, definiert zum Beispiel die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD). Sie erweitert die von der UN als *least developed countries* bezeichneten Länder um *low and middle income countries*, zu denen sie Jordanien zählt (OECD 2021).

Ich untersuche die journalistische Praxis der *Jordan Times* im Hinblick auf einen größeren Entwicklungsdiskurs, den alle genannten Begriffe verhandeln. Entwicklung als Konzept durchzieht die Politik internationaler und nationaler Organisationen, von Stadtentwicklung bis hin zu Entwicklungszusammenarbeit. Auch die Leser*innen der *Jordan Times*, die sogenannten Expats, arbeiten zu großen Teilen bei internationalen Organisationen, NGOs oder Botschaften, die Entwicklungszusammenarbeit leisten. Der Entwicklungsdiskurs, den sie dabei reproduzieren, ist mit der postkolonialen Verfasstheit der Welt verbunden: »[T]he apparatus and discourse of development is a key to any definition of the ›postcolonial condition« (Gupta 2003: 9). Die außereuropäische Welt wird dabei als defizitär festgeschrieben, wobei ein eurozentristischer Maßstab angelegt wird (Chakrabarty 2000: 7). In bestimmter Hinsicht führt das heutige Entwicklungsparadigma alte koloniale Muster weiter. So sagt zum Beispiel der Politikwissenschaftler Rajni Kothari: »[W]here colonialism left off, development took over« (Kothari 1988: 143). Der Entwicklungsdiskurs ist außerdem eng mit einer Idee von Modernisierung verflochten. Die Entwicklungstheorie ist »durchweg eine Spielart der Modernisierungstheorie«, sagt etwa Shalini Randeria im Gespräch mit Regina Römhild und Jens Adam (Randeria in Adam/Römhild et al. 2019: 45). Akademische Debatten in den Development Studies und insbesondere jene um *post-development* kritisieren den Eurozentrismus im Entwicklungsbegriff (Escobar 2012, Esteva 1987, Rahnama 1997, Sachs 2010) und diskutieren Alternativen wie etwa das südamerikanische Konzept des *Buen Vivir*, des guten Lebens (Burchardt/Peters 2015: 249).

Unterschiedliche postkoloniale Theorie-Ansätze fassen auch Emanzipation unterschiedlich. Der postkoloniale Theoretiker Ilan Kapoor (2008) stellt dar, dass Theoretiker*innen der *Dependency School* – eine aus der Mode gekommene Theorietradition, die auf Modernisierungstheorien reagierte – kapitalistische Abhängigkeiten in den Blick nehmen, Emanzipation in dieser Theorietradition also ökonomische Unabhängigkeit bedeutet. Dagegen zielen postkoloniale Theoretiker*innen – die jüngere Theorietradition – eher auf die Subversion von Diskursen und auf Repräsentationspolitiken ab:

Dependency chooses a structuralist and socioeconomic perspective, seeing imperialism as tied to the unfolding of capitalism, whereas postcolonial theory favours a poststructuralist and culturalist perspective, linking imperialism and agency to discourse and the politics of representation. Dependency's politics is premised on state and class control of capitalist development; postcolonial theory's on the subaltern subversion of orientalist discourses. (Kapoor 2008: 3)

Öffentlichkeit im Globalen Süden hinsichtlich ihrer universalen Ansprüche mit einer postkolonialen Perspektive zu untersuchen, enthält eine besondere Schwierigkeit. Postkoloniale Theoretiker*innen stehen Universalismen allgemein kritisch gegenüber, da sie Universalismen mit einem westlichen Aufklärungsdenken verbinden, das von der kolonialen Situation abstrahiert und die damit einhergehende Gewalt verschleiert:

While post-Enlightenment discourses of the human posited universal rights and liberties, the violence of colonial conquest and occupation was rationalized by the very same discourse; the humanity of the European was defined in relation to the inhumanity of the native who had to be either ›raised‹ into the human family or managed, disciplined, or destroyed. Indeed, in the practice of colonialism, the universal human was revealed to be the white man, and, hence, vindication was never possible. (Jefferess 2008: 10)

Ein weiterer Einwand ist, dass europäische Konzepte wie etwa Öffentlichkeit nicht wegen ihrer spezifischen Definition als universal gelten, sondern wegen globalen hegemonialen Formationen:

To be sure, this universal significance is not an intrinsic intellectual property of these European categories *sui generis*. To assume so would be partaking in Eurocentric (self-)deception. Rather, it is the result of the historically distinct and globally hegemonic form of the material power of modern Europe in which these categories are implicated and to which, they in turn, give intellectual expression, political articulation, and, most importantly, universal validity. (Matin 2013: 361, Hervorhebung im Original)

Ich zweifle nicht an der Existenz globaler hegemonialer Formationen und will noch weniger die Gewalt bestreiten, die von westlichem Aufklärungsdenken ausging und weiterhin ausgeht. Mit meinem Fokus auf die universalen Ansprüche von Öffentlichkeit will ich sichtbar machen, welche Arbeit notwendig ist, um das Universale als solches aufrechtzuerhalten.

Nicht alle postkolonialen Theoretiker*innen lehnen es ab, das Universale zu theoretisieren, darunter die bereits erwähnte Anthropologin Anna Lowenhaupt Tsing. Sie bezieht sich wiederum auf den Philosophen Pheng Cheah, der dafür plädiert, dass Regionalstudien sich dem Universalen annehmen (Cheah 2001). Tsing

zeigt die Ambivalenz von Universalien auf, sowohl Herrschaft zu stützen als auch emanzipatorischen Widerstand zu ermöglichen:

Universalism is implicated in *both* imperial schemes to control the world and liberatory mobilizations for justice and empowerment. Universalism inspires expansion – for both the powerful and the powerless. (Tsing 2005: 9, Hervorhebung im Original)

Tsing arbeitet ethnografisch zu Umweltbewegungen im indonesischen Regenwald. Sie argumentiert, dass auch für soziale Bewegungen im Globalen Süden Universalien unverzichtbar seien, denn nur das Universale ermögliche »participation in remaking the world« (Tsing 2005: 270). Nach Tsing sind es Begegnungen in ihrer klebrigen Materialität (»the sticky materiality of practical encounters«, Tsing 2005: 1), in denen Universalität hervorgebracht wird. Tsing arbeitet mit dem Begriff der Reibung (*friction*), womit sie »awkward, unequal, unstable, and creative qualities of global interconnection across difference« (Tsing 2005: 4) beschreibt, die in diesen Begegnungen entstehen. Zeichen von Reibung seien »coalitions built on awkwardly linked incompatibilities« (Tsing 2005: 267). Das Universale behaupte eine bereits vereinte Welt:

How can universals be so effective in forging global connections if they posit an already united world in which the work of connection is unnecessary? (Tsing 2005: 7)

Das Universale mit dem Partikularen zusammenzubringen beinhalte Arbeit (»the work of connection«), die jedoch nicht als solche gesehen wird. Tsing betont, dass Vermittlungs- und Übersetzungstätigkeiten notwendig sind, um etwa die globale Verbreitung des Liberalismus zu ermöglichen (Tsing 2005: 224). Die Momente der Reibung, die entstehen, wenn ein Konzept mit universalen Ansprüchen auf das Partikulare trifft, sind nach Tsing auch für zeitgenössische Formen des Kapitalismus und globale Kapital-, Geld- und Warenströme notwendig. Reibung halte globale Machtverhältnisse in Bewegung (Tsing 2005: 6). Ich werde, Tsing folgend, untersuchen, wie universale Ansprüche von Öffentlichkeit in meinem Feld verhandelt werden.

2.2 Verortung

Meine Untersuchung baut auf Debatten verschiedener akademischer Felder auf. Eine wichtige Debatte ist die um Eurozentrismus, die die postkoloniale Anthropologie führt. Einige Begriffe, mit denen ich arbeite (insbesondere Öffentlichkeit, aber auch Entwicklung, Säkularismus etc.), sind eng mit der europäischen Denktradition und (neo-)kolonialen Politiken verbunden. Wie der Historiker Dipesh Chakrabarty es

formuliert, ist die europäische Denktradition so unentbehrlich wie unzureichend, um sich nicht-westlichen Kontexten zuzuwenden:

European thought is at once both indispensable and inadequate in helping us to think through the experiences of political modernity in non-Western nations, and provincializing Europe becomes the task of exploring how this thought – which is now everybody's heritage and which affect us all – may be renewed from and for the margins. (Chakrabarty 2000: 16)

Dass die europäische Denktradition im Konzept der Öffentlichkeit für mein Feld unzureichend, aber dennoch unentbehrlich ist, ist zentral für meine Forschung. Eurozentristisch wäre es, die Welt nicht in ihren globalen Verflechtungen zu sehen:

Eurocentrism is a specific mode of comprehending modernity that begins and ends with Europe. [...] Eurocentrism therefore, construes modern world history as a series of discreet re-enactments of modernity's independent, and hence superiority-conferring, emergence in Europe. [...] And finally, the possibility that contemporary ›modern(izing)‹ non-European societies might influence the dynamics of the modern world and shape its future is theoretically ruled out. (Matin 2013: 354)

Eurozentristische Konzepte sind auch für westliche Kontexte unzureichend, da sie eine falsche Allgemeinheit vortäuschen. So stellen etwa die in dem Sammelband *Europa dezentrieren* (Adam/Römhild et al. 2019) vereinten Theoretiker*innen klar, dass ›der Westen‹ im Zusammenspiel mit anderen Orten betrachtet werden muss, also als genauso abhängig von Entwicklungen anderswo wie andere Orte auch. Es ist dabei ein Privileg des Westens, sich nicht in Abhängigkeit von anderen Orten der Welt zu sehen und auszublenden, dass die koloniale Geschichte wirtschaftlich genauso wie kulturell notwendig war, um die europäische Machtposition zu erlangen. So bezeichnet der Psychiater und Philosoph Frantz Fanon Europa als »buchstäblich eine Erfindung der Dritten Welt« (Fanon 2001 [1963]: 83). Die Anthropologin Ann Stoler nennt die europäischen Kolonien *Labore der Moderne*, in denen kulturelle Praktiken erprobt wurden (Stoler/Cooper 1997), und der Anthropologe Sidney Mintz stellt dar, dass die disziplinierenden Strategien groß angelegter Industrieproduktion in den Kolonien mit der Produktion von Zucker entwickelt und dann erst in europäische Kontexte verlegt wurden (Mintz 1987).

It was the colonial imbalance that enabled European forces to enlarge the gap between themselves and other countries, and it was by consuming the wealth of others that Europe became the driving force behind modernity. (Feldtkeller/Zeuge-Buberl 2018: 9)

Ich gehe in Bezug auf das Konzept der Öffentlichkeit ähnlich vor wie die Politikwissenschaftlerin Anke Draude (2012) in Bezug auf das Konzept des Regierens. Draude

beschäftigt sich mit dem Eurozentrismus im Konzept des Regierens und will den Begriff neu fassen. Ihre Herangehensweise beschreibt sie folgendermaßen:

Mit der Re-Konzeptualisierung wird eine alternative Herangehensweise vorgeschlagen, die vor allem konstruktiv und pragmatisch sein soll. Im Mittelpunkt steht nicht die gesamte Denktradition der modernen Geistes- und Sozialwissenschaften, sondern ein einzelnes sozialwissenschaftliches Konzept, das mit Blick auf einen bestimmten Anwendungskontext de- und rekonstruiert wird. Eine Re-Konzeptualisierung ist also der Versuch, den Eurozentrismus nicht ein für alle Mal, sondern Stück für Stück zu überwinden. Dabei fließen theoretische Kritik und empirische Irritationen in konzeptuelle Innovationen zusammen. (Draude 2012: 15)

Ich will mit meiner Forschung dazu beitragen, den Eurozentrismus im Konzept der Öffentlichkeit zu überwinden. Mein Feld ist dabei strategisch gewählt, gerade weil ich von der Situierung im Globalen Süden in einer mehrheitlich muslimischen Gesellschaft und in einem Staat, der nicht als vollständige Demokratie gilt und teilweise als autoritär bezeichnet wird, empirische Irritation erwarte.

Meine Forschung schließt dabei an Debatten um *Orientalismus* an, die auf die gleichnamige Studie des Literaturwissenschaftlers Edward Said (2003 [1978]) zurückgehen. Durch eine Analyse kolonialer Literatur und Kunst beschreibt Said darin den eurozentrischen Blick des Westens auf die Gesellschaften des Nahen, Mittleren und Fernen Ostens – all dies selbst koloniale Begriffe. Er stellt dar, wie dieser Blick den ›Orient‹ als das Andere herstellt und festschreibt. Said erkennt, dass der orientalisierende Blick dabei mehr über die beobachtende Position aussagt als über die beobachtete, also mehr über die Fantasien der Europäer*innen der Zeit als über die beobachteten ›Orientalen‹. Die beobachtende Position wird, wie Said darstellt, jedoch nicht explizit markiert. Der Anthropologe Fernando Coronil (in Conrad/Randeria/Römhild 2013) nennt diese nicht-markierte Position *Okzidentalismus* (vgl. auch Dietze et al. 2009).

Saids Werk ist aus drei Gründen für mich wichtig. Erstens ist Orientalismus etwas, auf das die eigene Forschungspraxis weiterhin zu hinterfragen ist:

Inside the Middle East, as well as among scholars working on the region, orientalism, understood as the practice of homogenizing and essentializing differences, is well and alive, albeit better disguised than in the past and often undercover. (Al-Ali 2000: 23)

Da ich als europäische und *weiße*¹ Forscherin, die in einem christonormativen Land (Langer 2019) aufgewachsen ist, in Jordanien forsche, will ich bewusst vermeiden,

1 Ich schreibe die Bezeichnung der Hautfarbe *weiß* kursiv, um auf die soziale Konstruktion von Hautfarbe aufmerksam zu machen, sowie auf die Privilegien, die mit *weiß*-Sein einhergehen.

mit meiner Forschung kolonialistische Muster zu reproduzieren. Ich möchte zu einer Dekolonisierung der anthropologischen Forschungspraxis beitragen, meine Position reflektieren und mein Forschungsfeld beschreiben, ohne es dabei zu homogenisieren und ohne Unterschiede zu essenzialisieren.

Zweitens knüpfe ich mit meiner Forschung an Fragen an, die Said aufgeworfen hat. Ich schaue darauf, wie der orientalistische Blick für die journalistische Praxis der *Jordan Times* eine Rolle spielt: vor allem im Annehmen und Abgrenzen in Bezug auf seine Unterstellungen, aber auch als Phänomen des *self-Orientalism*. Das Konzept des *self-Orientalism* beschreibt strategische Selbstidentifizierungen mit dem orientalistischen Blick zum Beispiel im Kontext von Vermarktung von Essen oder Tourismus für ein westliches Publikum (Dirlik 1996, Stiffler 2014).

Der dritte Grund, warum Saims Werk wichtig für meine Arbeit ist, ist einer der Abgrenzung: Mein Forschungsfeld – eine jordanische Tageszeitung, die für sogenannte Expats berichtet – kann nicht als Gegenstück zum orientalistischen Blick betrachtet werden. Dies zu tun, würde eine falsche Symmetrie behaupten und historische Machtungleichheiten missachten. Statt nach der *anderen, arabischen* Perspektive, die einem orientalisierenden Diskurs entgegenzustellen wäre, suche ich nach konkreten globalen Verflechtungen, die in meinem Feld, der Redaktion der *Jordan Times*, deutlich werden.

Als ethnologische Arbeit reiht sich meine Forschung in ein problematisches Erbe ein. Die Anthropologie war in die Kolonialherrschaft eingebunden, indem sie Wissen und damit Macht über die Kolonisierten generierte. Angetrieben von der Neugier auf das Andere betrieb sie exotisierendes Othering, stellte also die Andersartigkeit und Mangelhaftigkeit der erforschten Orte heraus, während sie gleichzeitig sich selbst als forschendes Subjekt erhöhte und als Norm setzte. Der Anthropologe Talal Asad hat zum Beispiel darauf hingewiesen, dass die Anthropologie gerne religiöse Praktiken untersucht hat, damit das Religiöse den Anderen zuschrieb und so sich selbst als säkular und aufgeklärt darstellen konnte (Asad 2003: 21). Die Anthropologie des Säkularen, die er stattdessen fordert, grenzt sich von einer Anthropologie ab, die sich in erster Linie auf religiöse Praktiken konzentriert, und will unterschiedliche Formationen des Säkularen erforschen.

Mit meiner Forschung reagiere ich auf verschiedene Stereotype, die ich verunsichern will. Hier ist zu betonen, dass der Islam als das prägende Feindbild für den Westen erst seit relativ Kurzem wieder aktuell geworden ist (vgl. für den deutschen Kontext Spielhaus 2011, für den Westen Cesari 2010). Zur Zeit des Kalten Krieges war viel eher die Nähe zu entweder den kapitalistischen oder den sozialistischen Staaten wichtig. Zuvor war der Islam jedoch bereits lange ein Feindbild für Europa. Der Theologe Andreas Feldtkeller nennt

das grundsätzliche Mißtrauen und die immer neu aufbrechende Gewalt zwischen dem islamischen Osten und dem christlichen Westen [...] ein Jahrhunderte altes

kontinuierliches Merkmal ihrer gemeinsamen Geschichte, von dem Westeuropa nur einige Jahrzehnte lang durch den aktuelleren Konflikt mit dem Ostblock abgelenkt worden war (Feldtkeller 1998: 1).

Zum Islam als prägendes Feindbild für den Westen gehört, dass ihm ganz verschiedene, negativ konnotierte Phänomene zugeschrieben werden.

All too often Islam is invoked to ›explain‹ a whole range of phenomena. These include political instability, oppression of women, economic underdevelopment, national xenophobia, and a host of psychological attitudes such as fatalism, rigid conservatism, and dependency. (Bates/Rassam 1983: 81)

Diese Polarisierung inspiriert viele Forschungsprojekte in der Region, die sich zum Ziel gesetzt haben, Vorurteile auszuräumen (Deeb/Winegar 2012: 544). Die binäre Konstruktion eines säkularen Westens und eines religiösen Orients ist eine stark reduzierte Vorstellung. Ich untersuche, wie sich diese Polarisierung in meinem Feld zeigt, wenn ich auf die Position von Religion in der journalistischen Praxis der *Jordan Times* eingehe (vgl. Kap. 5.2).

Neben der postkolonialen Anthropologie baut meine Forschung auf Studien der Medienanthropologie auf. Ich folge in meiner Forschung den Medienanthropologen Nick Couldry und Mark Hobart (in Bräuchler/Postill 2010), die dafür argumentieren, Praktiken als Paradigma für medienanthropologische Untersuchungen zu nutzen, und orientiere mich an Ethnografien an, die sich mit journalistischer Praxis beschäftigen (vgl. etwa Hannerz 1996, 2004, Jurkiewicz 2009, 2018). In der Ethnologie und Sozial- und Kulturanthropologie gibt es schon seit den 1980er Jahren ein reges Interesse an verschiedenen Medien. Dieses Interesse hält an, konzentrierte sich aber in den letzten Jahren vor allem auf die sozialen Medien und die Frage, welches Potenzial sie für sozialen Wandel bergen. Ausführlich wurde zum Beispiel die Rolle der sozialen Medien für die Rebellionen im sogenannten Arabischen Frühling 2011 diskutiert (Pies 2015: 11). Mit den traditionellen Printmedien wurde sich weniger beschäftigt. Eine Ausnahme stellt die Islamwissenschaftlerin Shadia Husseini de Araújo (2011) dar. Sie stellt in ihrer diskursanalytischen Untersuchung imaginativer Geographien in überregionalen, arabischen Printmedien fest, dass die dominierenden Dichotomien nicht in erster Linie zwischen dem Westen und der arabischen Welt verlaufen, wie nach Huntingtons Paradigma eines ›Kampfes der Kulturen‹ (Huntington 1998) zu erwarten wäre. Stattdessen verlaufen diese laut ihrer Untersuchung zwischen den USA und dem Rest der Welt, wobei die eigene Identität als unterlegenes Objekt, das sich in ausweglosen postkolonialen Strukturen befindet, charakterisiert wird.

Meine Forschung schließt außerdem an akademische Diskussionen über sogenannte *Expats* an, auf die ich im Folgenden näher eingehen möchte. Eigentlich meint der englische Begriff des *expatriate* alle Menschen, die nicht in ihrem Heimat-

land leben. Doch insbesondere im Globalen Süden wird mit dem Begriff der Expats eine Englisch sprechende, privilegierte Gruppe bezeichnet, die sich von der lokalen Bevölkerung, aber auch von Tourist*innen unterscheidet. Expats kommen meistens wegen einer Arbeit bei internationalen NGOs, Botschaften oder Unternehmen in ein Land des Globalen Südens und werden dennoch nicht Migrant*innen genannt. Sie verdienen zumeist mehr Geld als die lokale Bevölkerung, zahlen mehr Miete und bleiben nicht länger als ein paar Jahre. Häufig steht ihre Mobilität in extremem Kontrast zur lokalen Bevölkerung. Diese kann aufgrund ihres Einkommens, aber auch aufgrund ihrer Staatsbürgerschaft und damit zusammenhängender Möglichkeiten an Visa zu kommen, nicht so einfach durch die Welt reisen. Zu den Expats gehört auch eine Infrastruktur, verschiedene Orte wie etwa Restaurants, Cafés oder auch bestimmte Fitnessstudios, die dafür bekannt sind, dass sie von Expats besucht werden. Der Anthropologe Roger Norum beschreibt Expats als »elite, educated, privileged and very mobile professionals who reside somewhere on the host-guest continuum between native and tourist« (2013: 28). Unter Expats spielt der Zusammenhang von *class* eine so große Rolle, dass er teilweise Fragen von *race* verdrängt. So bezeichnet die Anthropologin Gabrielle Désilets Expats etwa als »Western- trained, highly skilled and color-blind transnational elite« (Désilets in Meier 2014: 44), wobei sie mit »color-blind« die Nichtbeachtung von *race* durch die Betonung von *class* meint.

Die privilegierte Mobilität, wie sie Expats auszeichnet, wird von der Anthropologie erst seit relativ Kurzem untersucht (Amit 2007, Fechter 2007a, Fechter/Walsh 2010, Norum 2013). Die Anthropologie hat sich zumeist Gesellschaften zugewandt, die sie als wenig entwickelt und traditionell beschrieb, und die irgendwo geografisch verortet waren. Auch die Migrationsforschung hat sich in erster Linie mit wenig privilegierten Menschen befasst, hinterfragt jedoch in den letzten Jahren ihre Kategorien im Sinne eines »Wer forscht wie über wen und wer beforcht wie wen.« (Bojadžijev/Römhild in Labor Migration 2014: 19). Die Anthropologin Anne-Meike Fechter erwähnt, dass Expats zwar bereits in einem Artikel von 1977 (Cohen 1977: 8) akademische Beachtung fanden, dieser frühe Artikel aber keine größere Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe. Akademisches Interesse an dem Thema sei erst in den 2000ern wieder aufgekommen (Fechter 2007: 17). Fechter, die sich mit Expats in Indonesien beschäftigt, nimmt Grenzziehungen im Leben der Expats in den Blick und stellt dar, dass für Expats insbesondere die Herstellung einer *Expat Bubble* charakteristisch ist, innerhalb derer sie sich in relativ homogenen Räumen bewegen können (Fechter 2007: 28). Fechter kritisiert ein Paradigma der *flows*: Diesem Paradigma zufolge steigt durch Globalisierung und Transnationalismus die Mobilität von Menschen, Objekten und Ideen und nationale, soziale und kulturelle Grenzen werden insbesondere für privilegierte Menschen zunehmend irrelevant. Stattdessen spielen Fechter zufolge für Expats Grenzen durchaus eine Rolle – nicht nur

Grenzen, die ihnen etwa der fremde Nationalstaat auferlegt, sondern auch Grenzen, die sie selbst ziehen:

I suggest that expatriates' lives are also fundamentally structured by boundaries that they actively construct, maintain, and negotiate. The boundaries in question here are primarily those of race, nationality, class and gender. [...] If expatriates are part of a »global elite« with supposedly fluid lifestyles, then the efforts they expend on the construction of boundaries call into doubt the adequacy of such visions. I therefore argue that in the context of expatriates, boundaries rather than flows become the analytically relevant concept. (Fechter in Amit 2007b: 35)

Zu dem Begriff *Expats* positionieren sich Personen nach Fechter unterschiedlich. Manche nehmen ihn positiv als Identität an, andere distanzieren sich lieber von dem Begriff (Fechter 2007a: 4). Insbesondere Personen, die in der Entwicklungszusammenarbeit aktiv sind und die sich von profitorientierten Unternehmen abgrenzen wollen, verbinden laut Fechter mit dem Begriff negative Konnotationen wie »greed, ignorance and a personal lack of interest in the host society« (Fechter 2007a: 4). *Expats* als Begriff ist »socially contested, politically and morally charged, ambiguous, and is linked to particular notions of ethnicity and class« (Fechter 2007a: 6). Bisher gäbe es nur wenig Ethnografien über *Expats*. Fechter begründet diese Leerstelle mit der Situation des *studying up*, wenn Personen beforscht werden, die privilegierter sind als die forschende Person (vgl. Kap. 2.5). Diese Situation bringe bestimmte Probleme mit sich, wie beispielsweise einen erschwerten Zugang (Fechter 2007a: 17). Fechters weitere Vermutung ist, dass Ethnolog*innen *Expats* deshalb nicht erforschen, weil sie in die Verlegenheit kommen könnten, selbst als *Expats* bezeichnet zu werden (Fechter 2007a: 18). Neben dem negativen Stereotyp von geldgierigen *Expats*, die sich nicht mit der lokalen Kultur auskennen, gibt es auch ein positives, nämlich das der *Expats* als Kosmopolit*innen. Der Anthropologe Ulf Hannerz schreibt etwa: »The concept of the expatriate is that which we will most readily associate with cosmopolitanism« (Hannerz 1990: 243). Es sind diese Stereotype, die auch die Leser*innen der *Jordan Times* für sich annehmen oder ablehnen müssen und auf die die Zeitung reagiert, wenn sie ihre Leser*innenschaft auf eine bestimmte Weise anspricht.

2.3 *Doing Public*: Schlüsselkonzepte

In meiner Untersuchung möchte ich das Konzept der Öffentlichkeit postkolonial öffnen. Die Ausgangsüberlegung für meinen Zugang zu Öffentlichkeit ist folgende: Öffentlichkeit muss mit spezifischen Praktiken immer wieder neu hergestellt werden, um zu existieren. Ich berufe mich dabei auf die Ethnologinnen Caroline Schmitt und Asta Vonderau. Sie prägen den Begriff *doing public* und fassen darunter

»Praktiken des Öffentlich-Seins, -Werdens, und -Machens« (Schmitt/Vonderau 2014: 11). Ich untersuche, wie die Journalist*innen der *Jordan Times* Öffentlichkeit herstellen und gestalten und nutze dabei den Begriff des Kuratierens, der aus dem Museums- und Kunstkontext stammt. Meine Untersuchung arbeitet also mit den drei Schlüsselkonzepten Öffentlichkeit, Praxis und Kuratieren und interveniert in die akademischen Debatten, die an diese Konzepte anschließen. Ich zeichne im Folgenden die dominanten Debatten um den Öffentlichkeitsbegriff nach (Kap. 2.3.1), erläutere meinen Praxisbegriff (Kap. 2.3.2) und stelle Kuratieren als analytisches Werkzeug vor, um Öffentlichkeit in der journalistischen Praxis zu untersuchen (Kap. 2.3.3).

2.3.1 Öffentlichkeit: Die dominanten akademischen Debatten

Öffentlichkeit ist ein sehr theoretischer Begriff. Ich bewege mich in einem Feld, in dem explizit von der Öffentlichkeit, »the public«, gesprochen wird. Der Chefredakteur der *Jordan Times*, Mohammad Ghazal, beschreibt etwa in dem in der Einleitung erwähnten Zitat die Aufgabe der Zeitung als »serving the public«. Jordanier*innen, die ich während meiner Feldforschung traf, die nicht im Bereich Journalismus arbeiteten oder weniger gut Englisch sprachen, kannten den Begriff jedoch häufig nicht. Wenn ich von meinem Forschungsvorhaben erzählte und von »the public« sprach, dachten sie oft, ich meinte Regierungsinstitutionen. »No, I mean the people«, sagte ich dann. Auch den Begriff der »civil society« nutzte ich in diesen Fällen oft. Er schien mir bekannter zu sein, vermutlich, weil er in den Diskursen der in Jordanien aktiven internationalen Organisationen häufig genutzt wird.

In den Debatten um Öffentlichkeit fungiert Europa oft als implizite Bezugsgröße (*silent referent*, Chakrabarty 2000: 28), ohne dass dieser Bezug deutlich gemacht wird und damit bestehende Leerstellen anerkannt werden. Als theoretischer Begriff ist Öffentlichkeit in Europa seit den 1960er Jahren im Gespräch. Der Philosoph Jürgen Habermas widmete in dieser Zeit dem Konzept seine Habilitationsschrift *Strukturwandel der Öffentlichkeit* (Habermas 2006 [1962]). Ich argumentiere, dass der westlich-dominante Öffentlichkeitsbegriff bis heute auf dieser Konzeption fußt.

Habermas rekonstruiert in *Strukturwandel der Öffentlichkeit* die historische Entstehung einer bürgerlichen Öffentlichkeit in Europa. Die Entstehung sei ein Produkt der europäischen Moderne und habe die repräsentative Öffentlichkeit der Monarchie abgelöst (Habermas 2006 [1962]: 69ff.). Die bürgerliche Öffentlichkeit, die Habermas als im Niedergang begriffen beschreibt, sei als eine vom Staat unabhängige Sphäre der rationalen Debatte entstanden, physisch verortet in Salons, Kaffeehäusern, aber auch in Zeitungen. Habermas theoretisiert Öffentlichkeit jedoch nicht nur als historisch gewachsene und sich wandelnde Institution, sondern auch als Ideal eines medialen Raums, in dem eine Verständigung über die öffentlichen Angelegenheiten stattfindet, die legitimationsstiftend ist.

Der Philosoph David Ingram hält fest, dass es Habermas (2006 [1962]) und mit ihm die zweite Generation der Denker*innen der Frankfurter Schule waren, die anfangen, Öffentlichkeit erstmals als eigene politische Kategorie zu diskutieren (Ingram 2019: 517). Dass Öffentlichkeit als politische Kategorie bedeutsam wurde, lag laut Ingram an veränderten gesellschaftlichen Bedingungen und politischen Positionierungen. Die erste Generation der Frankfurter Schule habe noch nicht ausführlich über Öffentlichkeit gesprochen. Sie baute auf marxistische Kritiken des Staates und stand Öffentlichkeit als politischer Kategorie mehrheitlich ablehnend gegenüber, da sie Öffentlichkeit mit der propagandistischen Instrumentalisierung der öffentlichen Meinung verband, die zu den totalitären Bewegungen des 20. Jahrhunderts geführt hatte (Ingram 2019: 517ff.). Erst Habermas habe die emanzipatorische Funktion der Öffentlichkeit – ihr utopisches Potenzial – gesehen und sich damit zwischen Kritiker*innen und Verteidiger*innen der liberalen Demokratie positioniert (Ingram 2019: 520ff.). Habermas habe dabei unter anderem auf den Aufklärungsphilosophen Immanuel Kant aufgebaut. Als Kant in seinem Aufsatz »Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?« von 1784 die Idee eines Publikums einführte, das sich selbst aufklärt, habe er damit das Konzept der Öffentlichkeit vorweggenommen, das Habermas dann als eigene politische Kategorie setzte (Ingram 2019: 523–524). Habermas sei aber auch stark von der Philosophin Hannah Arendt (1998 [1958]) beeinflusst gewesen, die sich mit dem politischen Handeln in der griechischen *polis* auseinandersetzte, das sie der öffentlichen Sphäre zuordnete (Ingram 2019: 538).

Nach Habermas liegt das utopische Potenzial der Öffentlichkeit in demokratischer Debatte und Konsensfindung. So sagt er etwa über die Beziehung der bürgerlichen Öffentlichkeit zum Regieren:

Die Bürgerlichen sind Privatleute; als solche ›herrschen‹ sie nicht. Ihre Machtansprüche gegen die öffentliche Gewalt richten sich darum nicht gegen die Zusammenballung von Herrschaft, die ›geteilt‹ werden müsste; sie unterlaufen vielmehr das Prinzip der bestehenden Herrschaft. Das Prinzip der Kontrolle, das das bürgerliche Publikum diesem entgegensetzt, eben Publizität, will Herrschaft als solche verändern. (Habermas 2006 [1962]: 87)

Öffentlichkeit ist nach Habermas also ein Instrument der Kontrolle, das der bestehenden Herrschaft etwas entgegensetzen kann. Diese Sicht steht einer Vorstellung entgegen, die Öffentlichkeit als immerzu parteiisch und strategisch sieht, als Klassenkampf, welcher die hegemoniale Kontrolle des Staates zum Ziel hat. So charakterisiert Habermas das Marx'sche Denken als eines, das die öffentliche Meinung als verstecktes Klasseninteresse abwertet:

Marx denunziert die öffentliche Meinung als falsches Bewußtsein: sie verheimlicht vor sich selbst ihren wahren Charakter als Maske des bürgerlichen Klasseninteresses. (Habermas 2006 [1962]: 202)

Für seine Zeit sieht Habermas einen Niedergang der bürgerlichen Öffentlichkeit und begründet diesen Niedergang damit, dass sich Öffentlichkeit zunehmend auf ehemals private Bereiche ausweitet (Habermas 2006 [1962]: 224). Auf ähnliche Weise attestiert auch der Soziologe Richard Sennett ein gutes Jahrzehnt später eine *Tyranei der Intimität* durch den Verlust der Öffentlichkeit (Sennett 2008 [1977]). Habermas zufolge haben sich außerdem große Konzerne und Regierungen die Öffentlichkeit angeeignet und so seien Bürger*innen vor allem zu Konsument*innen von Waren und Dienstleistungen geworden (Habermas 2006 [1962]: 267ff., vgl. auch Calhoun in Calhoun 1992: 26).

Bis heute setzen sich Theoretiker*innen verschiedener Fachrichtungen, die sich mit Öffentlichkeit beschäftigen, intensiv mit der Konzeption von Habermas auseinander. Dabei wurde und wird Habermas' Konzeption auch intensiv kritisiert. Die Kritik befragt seinen Öffentlichkeitsbegriff etwa danach, inwieweit er auf einem westlichen, männlichen und bürgerlichen Ideal sowie säkularen Vorannahmen beruht und diskutiert alternative Konzeptionen. Die Philosophin Nancy Fraser, auf deren Kritik ich im Folgenden genauer eingehen werde, geht davon aus, dass das Ideal der Öffentlichkeit, das Habermas zeichnet, nie realisiert worden ist:

Habermas's account of the bourgeois conception of the public sphere stresses its claim to be open and accessible to all. Indeed, this idea of open access is one of the central meanings of the norm of publicity. Of course, we know, both from the revisionist history and from Habermas's account, that the bourgeois public's claim to full accessibility was not in fact realized. (Fraser 1990: 63)

Prominente Kritik an Habermas' Konzeption der bürgerlichen Öffentlichkeit kam von feministischer Seite. Feministische Theoretiker*innen, darunter auch Fraser, merkten an, dass Frauen lange aus dem öffentlichen Raum ausgeschlossen waren. Denn zur Entstehung einer bürgerlichen öffentlichen Sphäre gehört auch die Entstehung der bürgerlichen Privatsphäre mit der Kleinfamilie im Zentrum, so argumentierten neben Fraser auch weitere feministische Stimmen (Elshtain 1993, Pateman 1988).

Ausgehend von dieser Kritik beleuchtet Fraser weitere Ausschlüsse des Öffentlichkeitsbegriffs. Das, was Habermas als Öffentlichkeit bezeichnet, sei nie für alle Menschen auf gleiche Weise zugänglich gewesen und sei es auch weiterhin nicht:

We can no longer assume that the bourgeois conception of the public sphere was simply an unrealized utopian ideal; it was also a masculinist ideological notion that functioned to legitimate an emergent form of class rule. (Fraser 1990: 62)

Der Zugang zu Öffentlichkeit habe in der Zeit, in der Habermas die Entstehung der öffentlichen Sphäre in Europa sieht, neben Geschlecht auch von Eigentum abgehängt und auch rassistische Ausschlüsse hätten Teilhabe verunmöglicht (Fraser 1990: 63ff.). Sie zeigt also, dass das, was Habermas eine vom Staat unabhängige Sphäre der rationalen Debatte nennt, nicht für alle gleich zugänglich und durch *race*, *class* und *gender* begrenzt ist.

Fraser hinterfragt, ob das Konzept Öffentlichkeit einen normativen Anspruch erheben kann, wenn Öffentlichkeit nicht für alle gleich zugänglich ist. Für die bürgerliche Konzeption der Öffentlichkeit, wie sie Habermas beschreibt, stellt sie fest, dass sie für eine Kritik existierender Demokratien unpassend sei und nicht das normative Ideal sein sollte (Fraser 1990: 77). Sie kritisiert, dass dieser Begriff der Öffentlichkeit soziale Ungleichheit verschleierte. Soziale Ungleichheit zu benennen wäre jedoch notwendig, um das Versprechen der Öffentlichkeit als demokratische und machtregulierende Instanz einlösen zu können.

Fraser enttarnt mit ihrer Kritik den Habermas'schen Öffentlichkeitsbegriff als eine Sphäre, die über Exklusion funktioniert, aber von sich selbst behauptet, für alle zugänglich zu sein. Der Habermas'sche Öffentlichkeitsbegriff spiegelte den Diskurs der herrschenden Macht wider, der auch die Bedingungen für andere Teilöffentlichkeiten festlege (Fraser 1990: 68). In meiner Untersuchung folge ich der Position von Fraser und richte den Blick auf die Bedingungen für die Öffentlichkeit der *Jordan Times*, ihre Ein- und Ausschlüsse, aber auch auf die Hoffnungen und Wünsche, die sich in der Praxis ihrer Journalist*innen zeigen.

Das Potenzial der Öffentlichkeit liegt nach Fraser darin, eben nicht den Staat oder die Wirtschaft, sondern die sich verständigende Zivilgesellschaft zu vertreten, in der Privatpersonen zu einer Öffentlichkeit zusammenkommen (Fraser 1990: 74–75). Während die oben erwähnte marxistische Position Öffentlichkeit als politische Kategorie gänzlich ablehnt, hält Fraser einem normativen Ideal von Öffentlichkeit mitsamt seinem Versprechen auf allgemein zugängliche politische Teilhabe fest. Denn für eine Analyse der Grenzen heutiger Demokratien sei das Konzept der Öffentlichkeit weiterhin wichtig und als Analyse-kategorie für jegliches kritisches Denken und demokratische Praxis sogar unverzichtbar (Fraser 1990: 57).

Fraser entwickelt den Öffentlichkeitsbegriff jedoch weiter. Unter anderem sieht sie soziale Gerechtigkeit als notwendige Voraussetzung für Öffentlichkeit. In diesem Zitat fasst sie ihre Weiterentwicklung zusammen:

I have shown, first, that an adequate conception of the public sphere requires not merely the bracketing, but rather the elimination, of social inequality. Second, I have shown that a multiplicity of publics is preferable to a single public sphere both in stratified societies and egalitarian societies. Third, I have shown that a tenable conception of the public sphere would countenance not the exclusion, but the inclusion, of interests and issues that bourgeois masculinist ideology labels

»private« and treats as inadmissible. Finally, I have shown that a defensible conception would allow both for strong publics and for weak publics and that it would theorize the relations among them. (Fraser 1990: 77)

Fraser hinterfragt also die herrschende Trennung von privat und öffentlich, da das, was als privat und das, was als öffentlich gelte, von eben jenen Machtwirkungen geformt sei, die auch die allgemeine Zugänglichkeit der Öffentlichkeit verhinderten. Anders als Habermas, der von einer einzigen Öffentlichkeit ausging, konzeptualisiert Fraser Öffentlichkeit im Plural – Öffentlichkeiten – und präferiert diese Pluralität für demokratische Gesellschaften. Fraser schlägt vor, die unterschiedlichen Beziehungen zwischen den verschiedenen Öffentlichkeiten zu analysieren, und fordert, (Teil-)Öffentlichkeiten und Gegenöffentlichkeiten in den Blick zu nehmen, die sowohl mit dominanten Öffentlichkeiten als auch miteinander konkurrieren (Fraser 1990: 70).

Auch ich denke für mein Feld Öffentlichkeiten im Plural und ziele darauf ab, die Beziehungen der Öffentlichkeit, die die *Jordan Times* herstellt, zu anderen Öffentlichkeiten zu beschreiben. Die Öffentlichkeit, die die *Jordan Times* herstellt, ist allein schon durch die englische Sprache und ihre Ausrichtung auf sogenannte Expats nicht mit einer jordanischen Öffentlichkeit in eins zu setzen.

Der Begriff der Teilöffentlichkeiten geht zurück auf Oskar Negt und Alexander Kluge (Negt/Kluge 1978). Die beiden Philosophen konzipierten insbesondere eine proletarische Öffentlichkeit, die nicht Teil der bürgerlichen Öffentlichkeit sein will und dabei den Anspruch repräsentativer Universalität für sich ablehnt. Hier ist der Bezugsrahmen entscheidend. Zum Beispiel können nationale Öffentlichkeiten als Teilöffentlichkeiten einer Weltöffentlichkeit gedacht werden oder spezifische Medien als Teil- oder Gegenöffentlichkeiten einer nationalen Öffentlichkeit. Auf die Konzeption von Negt und Kluge berufen sich auch Theoretiker*innen, die postkoloniale und feministische Teilöffentlichkeiten in den Blick nehmen. So beschreibt etwa die postkoloniale Theoretikerin Kavita Daiya für Südasien ein »komplexes Netzwerk postkolonialer Öffentlichkeiten« (2008: 12–13), die sie als inhärent diasporisch und transnational definiert. Für den westlich-dominanten Begriff der Öffentlichkeit wird implizit oder explizit meist ein nationalstaatlicher Kontext angenommen. Postkoloniale Öffentlichkeiten passen häufig nicht in einen nationalen Rahmen. Auch die von der *Jordan Times* hergestellte Öffentlichkeit lässt sich nicht in einem nationalen Rahmen fassen, da sie diesen mit ihrem internationalen Zielpublikum überschreitet.

Fraser (2014) stellt insgesamt eine Transnationalisierung von Öffentlichkeiten fest. Ihr zufolge gibt es zunehmend Öffentlichkeiten, die nicht in klaren nationalen Rahmen stattfinden. Fraser kritisiert Habermas' Konzeption der Öffentlichkeit auch dahingehend, dass diese die Öffentlichkeit mit modernen Massenmedien in Verbindung bringe und dabei nationale Medien impliziere, die ein nationales Pu-

blikum innerhalb eines nationalen Imaginären adressieren (Fraser 2014: 10) – eine Voraussetzung, die bei transnationalen Medien nicht gegeben ist. Fraser hält jedoch auch fest, dass nur manche Theoretiker*innen die Transnationalisierung von Öffentlichkeiten für ein rezentes Phänomen halten, während andere betonen, Öffentlichkeiten seien schon wegen der Kolonialgeschichte immer transnational gewesen.

Ich stimme mit Fraser überein, dass ich den Öffentlichkeitsbegriff, wenn ich ihn postkolonial öffnen will, notwendigerweise auch transnational denken muss. Bei der westlich-dominanten Konzeption von Öffentlichkeit geraten die unterschiedlichen Beziehungen zu Staatlichkeit, die bei der Herstellung von Öffentlichkeit zum Ausdruck kommen können, aus dem Blick. Transnationale, Teil- oder Gegenöffentlichkeiten beziehen sich anders auf Staatlichkeit als Öffentlichkeit in ihrer dominanten Konzeption, bei der Öffentlichkeit eine Kontrollfunktion gegenüber einem spezifischen Nationalstaat einnimmt. Ich analysiere in dieser Arbeit, welche Beziehung die *Jordan Times* zum jordanischen Staat einnimmt und wie sie den Staat dabei imaginiert.

Mit meinem Vorhaben, den Öffentlichkeitsbegriff postkolonial zu öffnen, bin ich nicht allein. Die Soziologen Shmuel Eisenstadt und Wolfgang Schluchter (Eisenstadt/Schluchter 1998, Eisenstadt/Hoexter/Levtzion 2002) etwa sind an einer Definition von Öffentlichkeit interessiert, die auch für nicht-europäische Gesellschaften nutzbar ist, und definieren Öffentlichkeit deswegen allgemeiner als etwa Habermas. Sie sprechen von einer öffentlichen Sphäre, die zwischen einer offiziellen und einer privaten liegt:

The concept of a public sphere implies that there are at least two other spheres from which the public sphere is more or less institutionally and culturally differentiated: the official sphere and the private sphere. The public is therefore a sphere located between these two. It is a sphere where collective improvements (the common good) are at stake. While this also holds for the official sphere, in the public sphere this business is carried out by groups that do not belong to the ruler's domain. Rather, the public sphere draws its personnel from the private sphere: it expands and shrinks according to shifting involvements of such personnel. (Eisenstadt/Schluchter 1998: 10)

Statt wie Habermas von einer bestimmten historischen Situation zu abstrahieren und diese Abstraktion als Idealbild zu formulieren (Ingram 2019: 528), steht bei Eisenstadt und Schluchter die Vielgestaltigkeit von Öffentlichkeiten im Mittelpunkt. An diese wird kein vermeintlich allgemeingültiger Maßstab angelegt. Eisenstadt und Schluchter gehen sogar davon aus, dass sich in allen Zivilisationen eine Art Öffentlichkeit entwickelt, in der sich Privatpersonen um kollektive Ziele bemühen, aber auf ganz unterschiedliche Weise (Eisenstadt/Schluchter 1998: 12). Diese Auffassung steht im Widerspruch zur Konzeption von Habermas, für den Öffentlichkeit auch abwesend sein kann.

Ich stelle in meiner Arbeit nicht die Frage, ob die Öffentlichkeit der *Jordan Times* überhaupt vorhanden ist, sondern mache von der Auffassung der Vielgestaltigkeit von Öffentlichkeiten Gebrauch. Für mich steht das Verständnis meiner Forschungspartner*innen an erster Stelle. Mich interessiert, wie die Journalist*innen der *Jordan Times* Öffentlichkeit verstehen und welche Verständnisse von Öffentlichkeit dabei möglicherweise im Konflikt sind. Dafür schliesse ich mich der Position der Kulturanthropologin Ina Dietzsch (in Schmitt/Vonderau 2014) an. Sie stellt fest, dass Öffentlichkeit vor allem politikwissenschaftlich und kommunikationstheoretisch geprägt ist, es jedoch in konkreten Situationen Verhandlungssache ist, welches Öffentlichkeitsverständnis gerade den situativen Rahmen bildet. Dietzsch schlägt vor, diesen ausgehandelten Verständnissen anthropologisch nachzugehen:

Entgegen einer immer wieder kolportierten Rede von *einer großen Öffentlichkeit* (die bis zum Globalen reicht) muss von ganz unterschiedlichen Formen, Skalen und Verständnissen von Öffentlichkeiten ausgegangen werden. (Dietzsch in Schmitt/Vonderau 2014: 29, Hervorhebung im Original)

Öffentlichkeit wird also sehr unterschiedlich verstanden und allein schon diese Erkenntnis trägt dazu bei, den westlich-dominanten Öffentlichkeitsbegriff zu dezentrieren.

Die kultur- und sozialwissenschaftliche Forschungstradition unterscheidet zwischen der empirischen und der normativen Dimension von Öffentlichkeit (Dalleo 2011: 2, Ingram 2019: 517). Diese Unterscheidung ist für einige der akademischen Debatten zentral. Habermas selbst erkannte die Kluft an, die zwischen Öffentlichkeit als normatives Ideal auf der einen und als empirische Beschreibung auf der anderen Seite klaffte und für die sein Werk kritisiert wurde (Habermas in Calhoun 1992: 435–436). Die zwei verschiedenen Ebenen von Öffentlichkeit werden in der Rezeption von Habermas jedoch auch zurate gezogen, um seine Konzeption gegen Kritiker*innen zu verteidigen. So argumentieren etwa die Kommunikationswissenschaftler*innen Melanie Loehwing und Jeff Motter für die Konzeption von Habermas und gegen die Weiterentwicklung von Fraser:

As we have seen, contemporary theories of the public sphere often take issue with the specific manifestation Habermas highlights: the bourgeois (white, male) public sphere. Such objections are certainly warranted, particularly if we read Habermas's narrative of the rise and fall of the public sphere as one that extols the bourgeois public sphere as an exemplar to replicate in current political life. But we disagree with such a reading, because we see Habermas's pessimism at the end of *Structural Transformation* as having less to do with the fall of the bourgeois public sphere and more to do with the eclipsing of its (however imperfectly realized) critical publicity and the corresponding normative justification of democratic action. (Loehwing/Motter 2009: 226, Hervorhebung im Original)

Wichtig an Habermas' Konzeption sei das normative Ideal, das er zeichnet, also die Fähigkeit von Öffentlichkeit, demokratische Herrschaft zu legitimieren, nicht seine unvollkommene empirische Realisierung. In Frasers Konzeption konkurrierender Teil- und Gegenöffentlichkeiten sehen Loehwing und Motter die normative Dimension von Öffentlichkeit nicht gegeben. Damit hätten diese Öffentlichkeiten auch nicht die Fähigkeit, Legitimation zu verleihen. Dennoch sehen sie Vorzüge von Frasers Konzeption, da sie die Ausschlüsse und Beschränkungen von Öffentlichkeiten aufzeige:

Rhetorical scholars of the public sphere have answered Fraser's call to expose the limits of actually existing democracy and imagine a more democratic communicative ethic between and among participants. (Loehwing/Motter 2009: 228)

Unterschieden werden zum einen Habermas' Konzeption – die aus einer spezifischen historischen Situation ein normatives Idealbild ableitet, das mit bestimmten Versprechen mit universalen Ansprüchen einhergeht – und zum anderen Frasers Ansatz, Öffentlichkeiten im Plural zu denken, diese auf ihre jeweils spezifischen Ausschlüsse hin zu untersuchen und damit zu zeigen, dass die universalen Ansprüche nicht eingehalten werden können. Ich sehe hier zwei Unterfangen, die nicht einfach miteinander zu vereinen sind: Auf der einen Seite wird an der Fähigkeit von Öffentlichkeit festgehalten, Legitimation zu verleihen und damit die normative Ebene von Öffentlichkeit betont. Auf der anderen Seite wird Öffentlichkeit auf ihre Ausschlüsse und Beschränkungen befragt und damit die empirische Ebene von Öffentlichkeit betont.

Anders als die Darstellung von Loehwing und Motter vermuten lässt, warnt jedoch auch Fraser davor, ausschließlich die empirische Ebene von Öffentlichkeit zu untersuchen und die normative außer Acht zu lassen:

The concept of the public sphere was developed not simply to understand communication flows but to contribute a normative political theory of democracy. In that theory, a public sphere is conceived as a space for the communicative generation of public opinion. Insofar as the process is inclusive and fair, publicity is supposed to discredit views that cannot withstand critical scrutiny and to assure the legitimacy of those that do. Thus, it matters who participates and on what terms. In addition, a public sphere is conceived as a vehicle for marshaling public opinion as a political force. Mobilizing the considered sense of civil society, publicity is supposed to hold officials accountable and to assure that the actions of the state express the will of the citizenry. (Fraser 2014: 7)

Fraser betont, dass Öffentlichkeit geeignet ist, im Sinne der Zivilbevölkerung Macht zu legitimieren, indem Öffentlichkeit eine Kontrollfunktion gegenüber dieser Macht einnimmt. Sie kritisiert jedoch, dass Öffentlichkeit nicht so zugänglich ist, wie diese behauptet. Die Macht, die von der Öffentlichkeit kontrolliert werden

soll, werde außerdem häufig mit dem Nationalstaat gleichgesetzt. Für diese Vorstellung verwendet sie den Ausdruck »Westphalian political imaginary«² (Fraser 2014: 8) und kritisiert, dass diese Vorstellung transnationale Öffentlichkeiten außen vor lässt.

Ich halte fest: Die Fähigkeit von Öffentlichkeit, einer Macht Legitimation zu verleihen, funktioniert über Imaginationen und kann durch den Blick auf Ausschlüsse und Beschränkungen in Frage gestellt werden. Für mein Vorhaben drängt sich in diesem Zusammenhang die Frage auf, was für ein politisches Imaginäres für den Öffentlichkeitsbegriff in meinem Feld zum Zuge kommt.

Einflussreich für die Frage nach dem politischen Imaginären ist das Werk des Anthropologen Benedict Anderson *Imagined Communities* (2006 [1983]), in dem er für Indonesien darstellt, wie Printmedien Menschen, die ansonsten wenig miteinander zu tun haben, durch ein gemeinsames nationales Imaginäres verbinden. Anderson spricht davon, dass die Medien auf diese Weise eine tragende Rolle bei der Entstehung von Nationalstaaten gespielt haben. Ihm zufolge haben Zeitungen vereinende Wirkung, sie ermöglichen zum Beispiel ein nationales Gruppengefühl, aber schließen dabei ebenso aus.

Auch der Philosoph Charles Taylor (2005) stellt Imaginationen ins Zentrum seiner Arbeit und beschreibt das Konzept der Öffentlichkeit als einen Teil moderner Vorstellungswelten, der so machtvoll sei, dass selbst »despotische Gesellschaften« die Existenz von Öffentlichkeit behaupten müssten:

The public sphere is a central feature of modern society, so much so that even where it is in fact suppressed or manipulated it has to be faked. Modern despotic societies have generally felt compelled to go through the motions. (Taylor 2005: 83)

Nach Taylor kann also die Existenz von Öffentlichkeit behauptet werden, obwohl sie nicht tatsächlich existiert, bzw. eingeschränkt und manipuliert wird. Gleichzeitig zeichnet er damit auch das Ideal einer Öffentlichkeit, die nicht eingeschränkt oder manipuliert wird. Für mich stellt sich hier die Frage, ob die von der *Jordan Times* hergestellte Öffentlichkeit nach Taylor als solche Geltung hätte oder ob sie als Fake-Öffentlichkeit bezeichnet werden würde. Nach Taylor kann Öffentlichkeit nur dann existieren, wenn sie überhaupt als solche imaginiert wird, und zwar von allen Menschen, die an ihr teilnehmen:

That a conclusion »counts as« public opinion reflects the fact that a public sphere can exist only if it is imagined as such. Unless all the dispersed discussions are

2 Fraser bezieht sich mit diesem Begriff auf die Staatstheorie souveräner Nationalstaaten, die sich in Europa nach dem sogenannten Westfälischen Frieden, einer Reihe von Friedensverträgen im Jahr 1648, entwickelt hat.

seen by their participants as linked in one great exchange, there can be no sense of their upshot as public opinion. This doesn't mean that imagination is all-powerful. There are objective conditions: internal, for instance, that the fragmentary local discussions interrefer; and external, that is, there must be printed materials, circulating from a plurality of independent sources, for there to be bases of what can be seen as a common discussion. (Taylor 2005: 85)

Für die Existenz einer Öffentlichkeit seien außerdem materielle Bedingungen, die Zirkulation und gegenseitige Bezugnahme ermöglichen, genauso relevant wie ihre Imagination.

Ich untersuche, wie die Journalist*innen der *Jordan Times* Öffentlichkeit empirisch herstellen, aber auch wie sie Öffentlichkeit normativ imaginieren. Dabei gehe ich davon aus, dass Imaginationen keineswegs ungebrochen sind, sondern dass Öffentlichkeit aus unterschiedlichen Perspektiven unterschiedlich imaginiert und ausgehandelt wird, auch innerhalb meines Feldes.

Ich konzentriere mich hierbei mehr darauf, wen die Journalist*innen der *Jordan Times* als Leser*innen adressieren, als dass ich untersuche, wer die Zeitung tatsächlich liest. Der Soziologe Michael Warner (2002) beschreibt das Adressieren einer Öffentlichkeit als weltbildende Tätigkeit, bei der das Objekt, das adressiert wird, erst durch sein Adressiert werden entsteht: »[A public] exists *by virtue of being addressed*« (Warner 2002: 413, Hervorhebung im Original). Er nennt Öffentlichkeit poetisch, da sie immer eine Welt enthalte, die sie zu realisieren versuche:

Public discourse, in other words, is poetic. By this I mean not just that it is self-organizing, a kind of entity created by its own discourse, nor even that this space of circulation is taken to be a social entity, but that in order for this to happen all discourse or performance addressed to a public must characterize the world in which it attempts to circulate, and it must attempt to realize that world through address. (Warner 2002: 422)

Öffentlichkeit strebt nach etwas noch nicht Realisiertem, das in der Zukunft liegt. Ich werde darauf eingehen, welche Welt die *Jordan Times* mit der Öffentlichkeit, die sie herstellt, zu realisieren versucht.

Neben dem erwähnten politischen Imaginären untersuche ich Versprechen der Öffentlichkeit, womit ich unterschiedliche »normative commitments« von Öffentlichkeit meine, wie sie Loehwing und Motter (2009: 220) nennen. Ich gehe davon aus, dass Versprechen Teil davon sind, Öffentlichkeit zu imaginieren, wie etwa, dass Öffentlichkeit politische Teilhabe ermöglicht, Machthabende kontrolliert und legitimiert und damit Fortschritt und Modernisierung ermöglicht. Ich frage danach, welche Versprechen die Journalist*innen der *Jordan Times* mit der von ihnen hergestellten Öffentlichkeit verbinden und inwiefern sie eingelöst werden. Versprechen halte ich für machtvoll, auch wenn sie nicht eingelöst werden, denn sie verändern

Erwartungshaltungen und schaffen damit Realitäten. Ich gehe davon aus, dass die Versprechen der Öffentlichkeit bei der *Jordan Times* teilweise, aber nicht notwendigerweise immer als universale imaginiert werden. Hier folge ich der Anthropologin Anna Lowenhaupt Tsing:

Universals are effective within particular historical conjunctures that give them content and force. We might specify this conjunctural feature of universals in practice by speaking of engagement. Engaged universals travel across difference and are charged and changed by their travels. Through friction, universals become practically effective. Yet they can never fulfill their promises of universality. Even in transcending localities, they don't take over the world. They are limited by the practical necessity of mobilizing adherents. Engaged universals must convince us to pay attention to them. *All* universals are engaged when considered as practical projects accomplished in a heterogeneous world. (Tsing 2005: 8, Hervorhebung im Original)

Tsing betont, dass Universalität immer nur behauptet wird und nur existiert, weil mit Universalien als solchen interagiert wird (»engagement«), wobei die Universalien sich verändern, je nachdem in welchen Zusammenhängen sie als solche imaginiert werden. Ich erforsche, welche Versprechen der Öffentlichkeit, die die *Jordan Times* herstellt, universale Ansprüche erheben und welche nicht.

Ein mögliches Versprechen von Öffentlichkeit ist, dass sie moderne Bürger*innen generiert. Staaten, insbesondere Postkolonien, nehmen journalistische Praxis in Anspruch, um Modernität zu erreichen:

In more recent times, especially since the Second World War and the end of colonial rule in many parts of the world, state authorities have used modern means of communication and bureaucracy to craft, refashion, and promote a publicly expressed code of competencies that all citizens or subjects should assimilate and practice in order to achieve modernity. (Eickelman/Anderson in Eickelman/Anderson 2003: 2)

Ich werde analysieren, welche Subjekte die journalistische Praxis der *Jordan Times* durch die Herstellung ihrer Öffentlichkeit hervorbringen soll, und dabei Öffentlichkeit mit Regieren zusammendenken.

Eine Debatte, die ich als letzten Punkt noch erwähnen will, zielt auf die säkularen Vorannahmen des westlich-dominanten Öffentlichkeitsbegriffs. Die Säkularisierungsthese, die mit den Ursprüngen der Soziologie in Europa an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert verwoben ist, besagt, dass Religion und Moderne miteinander in Konflikt stehen, Religion mit fortschreitender Modernisierung immer mehr zu einer Privatangelegenheit werde und insgesamt eine immer geringfügigere Rolle annehme. Die These wird oft Max Weber (2000 [1904–05]) zugeschrieben, ist jedoch vor allem auch mit Karl Marx und Friedrich Engels und ihrer materialisti-

schen Geschichtsauffassung verbunden (Bluhm 2010: 12–13). Habermas beschreibt in *Strukturwandel der Öffentlichkeit* Säkularisierung und den damit einhergehenden Bedeutungsverlust der Religion als eine Voraussetzung für die Entstehung der bürgerlichen Öffentlichkeit. Religionsfreiheit sicherte nach Habermas (2006: 67) eine Sphäre privater Autonomie, die für die Entstehung bürgerlicher Öffentlichkeit notwendig gewesen sei. Für seine ›antireligiöse‹ Haltung wurde er in der Folge kritisiert (Calhoun in Calhoun 1992: 35–36). In späteren Jahren hat sich Habermas mehr mit der Frage der Religion beschäftigt und für eine *postsäkulare* Haltung plädiert, die der Kontinuität von Religionen Rechnung trägt (Casanova in Lutz-Bachmann 2015: 9). Die Säkularisierungsthese wurde insgesamt hinterfragt, als ab den 1980er Jahren ein Wiedererstarken der Religion als weltweites Phänomen beobachtet wurde (vgl. etwa Kepel 1994). Der Soziologe José Casanova (1994) beschreibt die Zunahme von Religion in der Öffentlichkeit in verschiedenen Ländern seit den 1980er Jahren und nennt diesen Prozess »De-Privatisierung« (Casanova 1994: 6) von Religion. In der politikwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Öffentlichkeitsbegriff wird die Frage gestellt, welchen Platz Religion in der Öffentlichkeit einnehmen kann und ob Religion darin überhaupt einen Platz haben sollte (Butler et al. 2011). Weiter unten diskutiere ich die Position der Religion in der Berichterstattung der *Jordan Times* und untersuche, in welchem Zusammenhang die Selbstpositionierung der Zeitung als säkular oder nicht-säkular mit dem Öffentlichkeitsbegriff steht, der für die *Jordan Times* handlungsleitend ist (vgl. Kap. 5.3).

Zum Schluss dieses Abschnittes möchte ich festhalten, dass die von der *Jordan Times* hergestellte Öffentlichkeit dem westlich-dominanten Verständnis zufolge kaum als Öffentlichkeit bezeichnet werden würde, da sie transnational ausgerichtet in einem Kontext eingeschränkter Pressefreiheit agiert. Statt die westlich-dominante Konzeption für meine Arbeit zu übernehmen und somit die Öffentlichkeit, die die *Jordan Times* herstellt, als defizitär oder sogar als nicht existent zu bezeichnen, wähle ich einen anderen Zugang. In meiner Forschung geht es mir um das Verständnis meiner Forschungspartner*innen von Öffentlichkeit: Die Journalist*innen, die die *Jordan Times* produzieren, sprechen selbst von Öffentlichkeit. Ich untersuche, welche Öffentlichkeit sie empirisch herstellen und welche normativen Vorstellungen von Öffentlichkeit für ihre journalistische Praxis handlungsleitend sind. Dabei verfolge ich die These, dass für mein Feld ein westlich-dominanter Öffentlichkeitsbegriff als Teil imperialer Logiken wirkmächtig ist und gleichzeitig Öffentlichkeit mitsamt ihren Versprechen spezifisch ausgelegt und gestaltet wird. Mit meiner Arbeit will ich durch einen Blick auf journalistische Praxis im Globalen Süden in die dargestellten Debatten um den westlich-dominanten Öffentlichkeitsbegriff intervenieren. Der Auffassung im Westen, dass *dort* so etwas wie Öffentlichkeit erst noch gelernt werden müsse, möchte ich das kunstfertige Handeln von geschulten Akteur*innen entgegensetzen, die sowohl um Ideale als auch um Kompromisse ringen.